

*MASTER  
NEGATIVE  
NO. 91-80083-14*

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the  
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the  
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from  
Columbia University Library

## COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

*AUTHOR:*

REICKE, ILSE

*TITLE:*

DIE NEUE LEBENSFORM

*PLACE:*

BERLIN

*DATE:*

1921

Master Negative #

91-80083-14

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES  
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943.01  
R272

Reicke, Ilse, 1893-  
Die neue lebensform, von dr. Ilse Reicke.  
Berlin, Siegismund, 1921.  
156 p. 22½cm. (Die neue welt)

11783

Restrictions on Use:

-----  
TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11  
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB  
DATE FILMED: 6/10/91 INITIALS A.T.  
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

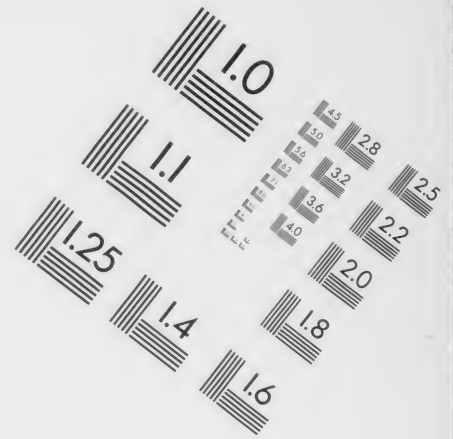
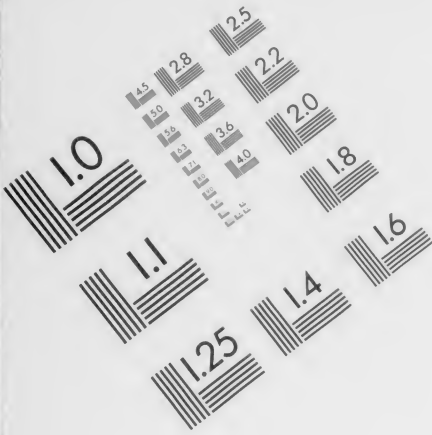


**AIM**

**Association for Information and Image Management**

1100 Wayne Avenue, Suite 1100  
Silver Spring, Maryland 20910

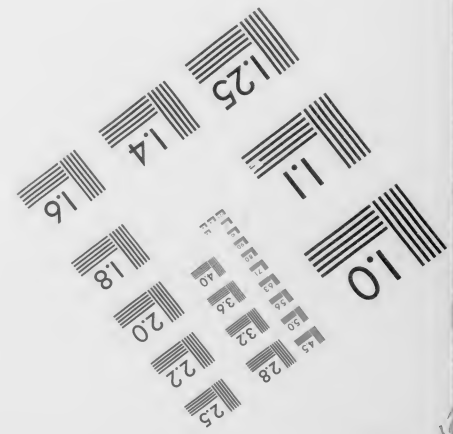
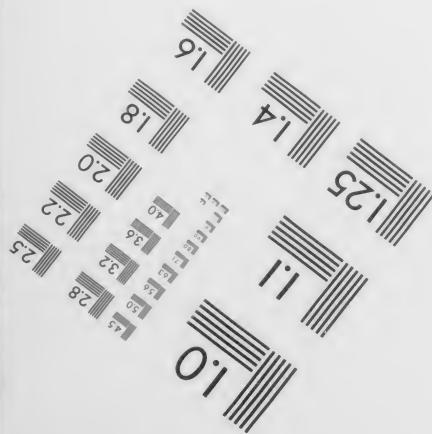
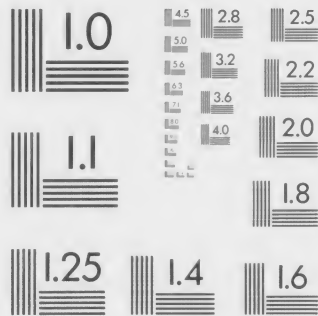
301/587-8202



Centimeter



Inches



MANUFACTURED TO AIM STANDARDS  
BY APPLIED IMAGE, INC.

**Die neue Welt**  
Sammlung gemeinverständlicher Schriften  
Herausgegeben von Alfred Manes

**Die neue  
Lebensform**

Von  
Ilse Reicke



---

Verlag Karl Siegmund / Berlin

943.01 - R272

943.01 R272

Columbia University  
in the City of New York

LIBRARY



3

Sam

brosch

t

chriften

10 11.

und wirtschaftliche Verhältnisse, eine neue Schichtung der Gesellschaft stellen sich ein. Die neuen Aufgaben, welche der Wissenschaft wie der Technik sich bieten, die neuen Probleme, die vom Diplomaten, vom Kaufmann, vom Parlamentarier, von der Frau gelöst werden müssen, die Rechts- und Finanzfragen schaffen eine neue Gedankenwelt. Durch diese Welt kultureller, wirtschaftlicher, politischer, gesellschaftlicher, wissenschaftlicher Umwälzungen und Neubildungen soll die hier angezeigte Schriftensammlung ein sachkundiger und zuverlässiger Führer sein.

•

Ausführliches Inhaltsverzeichnis siehe letzte Umschlagseite!

Verlag Karl Siegismund :: Berlin SW 11





Reiße

Die neue Lebensform

\*

# Die neue Welt

Eine Sammlung gemeinverständlicher  
zeitgemäßer Schriften  
Herausgegeben von  
Professor Dr. Alfred Manes



---

Karl Siegismund / Berlin SW

# Die neue Lebensform

Von  
Dr. Ilse Reicke



1            9            2            1

---

Karl Siegismund / Berlin SW

22-15262

Alle Rechte für Übertragung in  
fremde Sprachen vorbehalten.

Copyright 1920  
by Karl Siegismund, Berlin.

343.01  
R272

---

## Inhalt.

	Seite
Die geistige Grundlage . . . . .	7
Heim und Häuslichkeit . . . . .	13
Kleidung . . . . .	26
Hygiene und Ernährung . . . . .	36
Bildung . . . . .	42
Geselligkeit . . . . .	63
Vergnügung . . . . .	78
Erholung . . . . .	111
Arbeit . . . . .	130
Menschen untereinander . . . . .	142

---

---

„Wer durch eine moralische Empfindung als durch einen Grundsatz mehr erhitzt wird, als es andere nach ihrem matten und öfters unedlen Gefühl sich vorstellen können, ist in ihrer Vorstellung ein Phantast. Ich stelle den Aristides unter Wucherer, den Epiktet unter Hofleute und den Johann Jakob Rousseau unter die Doktoren der Sorbonne. Mich deucht, ich höre ein lautes Hohngelächter und hundert Stimmen rufen: Welche Phantasten! Dieser zweideutige Anschein von Phantasterei in an sich guten, moralischen Empfindungen ist der Enthusiasmus, und es ist niemals ohne denselben in der Welt etwas Großes ausgerichtet worden.“

Kant.

---

---

## I. Die geistige Grundlage.

Lasset uns, meine Brüder, mit mutigem, fröhlichem Herzen auch mitten unter der Wolfe arbeiten; denn wir arbeiten zu einer großen Zukunft. Und lasset uns unser Ziel so rein, so hell, so schlackenfrei annehmen, als wir's können; denn wir laufen in Irrlicht und Dämmerung und Nebel.

Herder.

Die Not der Zeit zwingt Deutschland, das geschlagene, verarmte Deutschland, eine neue Lebensform für sich zu finden; sie befiehlt neue Formen vom Größten bis ins Kleinste, für die Lebensmöglichkeit des Reiches bis herab für das bescheidene Dasein des einzelnen. Mit der neuen Lebensform des Gesamtorganismus sich zu beschäftigen, ist Sache der Politiker, der Volkswirtschaftler, der Soziologen. Unsere Aufmerksamkeit gilt in diesen Seiten ausschließlich der notwendigen neuen Lebensform des einzelnen.

Während die einen aber eine solche neue Lebensform als unvermeidliches Übel empfinden, als lästiges Joch, das brutaler, äußerer Zwang zeitweilig auferlegt, erscheint den anderen eine solche neue Lebenshaltung als eine innere, geistig begriffene Notwendigkeit, als eine Notwendigkeit, die viel tiefer begründet und bedingt, als äußere Zwangslagen es zu tun vermögen, längst vor dem Kriege bestand. Sie ist erst jetzt, wie so viele andere schon im Frieden erhobenen, idealen Forderungen, durch die Not zur Verwirklichung geführt worden.

Jede Form hat nur Sinn, wenn sie Sinnbild ist. Alle Formen, die nicht äußerlich sichtbare Sinnbilder eines geistigen Inhalts bedeuten, sind eben tote Formeln, leere Hüllen, mit denen man sich nicht herumschleppen soll. Auch die Lebensform eines Menschen hat nur Sinn und Bedeutung, wenn sie verstanden wird aus einer Welt-

auffassung, aus einer Weltanschauung heraus. Auch die uneinheitliche, haltlose, materialistische Lebenshaltung der größten Bevölkerungskreise vor und während der Kriegszeit ist uns ein Sinnbild für die Uneinheitlichkeit, Halt- und Richtungslosigkeit, für den Materialismus der geistigen Haltung, der „Weltanschauung“.

Es wäre eine traurige Aufgabe, müßten wir hier nur die äußerlichen, unliebsamen, vom Zwang der Zeit diktierten Regeln für eine neue Lebensform aufstellen. Nein: wir wollen und wir müssen die Gesetze dieser neuen, nun auch von außen notwendig gewordenen Lebensform betrachten und ableiten als Ausdruck, als sichtbares Sinnbild einer neuen Geistesrichtung und Welt-einstellung — oder wie sonst man das von vielen unberufenen Händen allzusehr abgegriffene Wort „Weltanschauung“ umschreiben mag. Wir müssen also, ehe wir im einzelnen mit der neuen Lebensform uns ausführlich beschäftigen, mit ein paar Worten erst die Geisteshaltung kennzeichnen, die ihr Träger und unverrückbarer Untergrund ist. Diese neue Welteinstellung aber ist nicht etwa als ein willkürlich, ad hoc herbeigerufenes und Zurechtgemachtes zu werten; sondern sie ist bereits tatsächlich da, wenn auch zunächst nur als dumpfes Verlangen, sie kündigt sich bereits in tausend Anzeichen an, sie läßt sich erklären als tiefgehende Gegenbewegung gegen das vorhergehende Zeitalter. Dies Zeitalter, an dessen Wende wir jetzt stehen, beginnt mit der Erfindung der Dampfmaschinen, mit der Entdeckung der Elektrizität, mit dem elementaren Erwachen der Naturwissenschaften, es bringt den Industrialismus und Kapitalismus mit ihren Gegenständen Proletariertum und Sozialismus heraus, es trägt diesen Rausch des Besitzens und Besitzenswollens der Materie in die Beziehungen der Völker untereinander — „Weltpolitik“, „Imperialismus“ — es ergreift die gesamte Wissenschaft, so daß sogar Philosophie und Psychologie, materialistisch umklammert, das Weltbild der Menschheit und die Seelenerlebnisse des einzelnen mit Gehirn-anatomie und dem ganzen Rüstzeug der Biologie, Anthropologie, Ethnologie erklären wollen, und auch die Kunst reißt der Naturwissenschaftsrausch in seine Arme: Realismus und Naturalismus in der Dichtung wie in der

Malerei beginnen ihre Herrschaft. Die Materie, das Objekt, wird der alleinige magnetische Nordpol, nach dem alle Bewegungen, geistige, wirtschaftliche, politische, sich einstellen. Materielles Bedürfen, Befürchten, Begehren der Völker führt zum Weltkriege; materielles Bedürfen, Befürchten und Begehren der einzelnen Volksschichten bringt die Weltrevolution herauf. So sehen wir den gewaltigen, allmächtigen Triumph der Materie, sehen wir das ganze Zeitalter des grandiossten Materialismus im Weltkriege seinen unerhörten, gewaltigen Gipfelpunkt und damit seine Katastrophe, seinen Absturz, seine Weltvernichtung erleben.

Heute muß, fort von den Brandstätten, ein neuer Geist nach neuen Ufern suchen. Und daß dieser neue Weltgeist — wir wollen ihn nun endlich bei seinem Namen nennen: der Idealismus — der alleinige rettende Halt und gleichzeitig der alleinige Wegweiser in eine aufrechte Zukunft hinein ist, wenn man nicht taube Klage und blinde Verzweiflung sich zu seinen Führern wählen will: das muß jedem Denkenden mit jedem Gedanken klarer werden.

Idealismus ist heute ein unbeliebtes Wort; jeder Triumphator der modernen Wissenschaft und des praktischen Erfolges belächelt es; das Wort auszusprechen, bedeutet fast schon: hohle Redensarten feilbieten. Die Entwertung des Wortes und Begriffs „Idealismus“ rührt daher, daß er von der Gegenseite jahrzehntelang verfälscht, verfärbt oder heuchlerisch mißbraucht wurde, und ferner daher, daß „Idealismus“ als abgegriffene oder gefälschte Münze uns bei Ideologen, Phrasenhelden und jeder Art von geistig Armen im Umlauf zu sein schien. Dennoch: warum greift der junge Student immer häufiger zu Schopenhauer und Nietzsche und wendet sich ab von den zeitgenössischen Denkern, die ja auch Forscher sind? — Warum werden die Namen Fichtes, Schellings, Hegels jetzt immer häufiger genannt? — Warum sehen Kirche und Religion sich jetzt ganz neu gesucht, befragt, berufen? — Warum strömen mitten im Tanztaumel der Großstadt solche Massen in Vorträge über Gegenstände wie „Gibt es ein Fortleben nach dem Tode?“, „Was wissen wir von der Seele unserer Kriegsgefallenen?“

„Dom Jenseits der Seele“ usw? Warum werden Theologie und Mystik so plötzlich wieder wach? Warum feiern Okkultismus und Spiritismus plötzlich so große Triumphe, daß sie in metergroßen Anschlägen an den Säulen stehen? — Warum wütet unter den Wohlhabenden gerade auch der Großstädte eine Leidenschaft für Kartenlegerinnen und Wahrsagerinnen, daß man als gebildeter Mensch seinen Augen und Ohren nicht trauen möchte und an seinen eigenen Mitmenschen irre wird? — Alles das sind Anzeichen — einige von den unzähligen, denen man jetzt überall begegnen kann — für das immer stärker werdende, dumpfe Verlangen nach einem neuen, geistigen Weltglauben, nach „Idealismus“. — Ja, selbst die zähe Kraft der bolschewistischen Idee — ich sage absichtlich nicht: des Bolschewismus — beruht wohl darin, daß sie den vielen als solcher, als der neue geistige Weltglauben erscheint. Selbst eine Erscheinung wie die immer wachsende Kunstströmung des Expressionismus scheint mir, von zahllosen, äußeren Gründen abgesehen, innerlich nur begreifbar als Reaktion und als Versuch, von der bisherigen Vorherrschaft des Objektes in der Kunst (des Materiellen, des „Eindrucks“) zur restlosen Vorherrschaft des „Subjekts“ (des „Geistigen“, des „Ausdrucks“) zu gelangen.

Also der Materialismus führte die Welt zur Katastrophe. Er muß überwunden werden durch einen neuen heilbringenden Weltglauben. Allenthalben sehen wir schon das Drängen nach einer anderen, neuen Welterkenntnis und Lebensanschauung, deren Sinn und Ziel und magnetischer Pol die geistigen, unverlierbaren und unvergänglichen Güter der Welt sind, die Schönheit und die Wunder der Erde, das Erlebnis Gottes, die Gedanken der Weltweisen, die Schöpfungen der Dichter und die Werke der Künste, die erschütternden und befreienden Erkenntnisse der Forscher, beglückende Erlebnisse zwischen Menschen, Freude an der eigenen Unvergänglichkeit in den Kindern und jener Segen am Werk unserer Hände, um dessen Förderung der alte Psalmist als einzige Bitte im großen Psalm der Vergänglichkeit den Herrn anfleht, jener Segen, der auch Saust erst alle Unrast stillt. Einige dieser geistigen Ewigkeitswerte seien nur genannt. Es ist hier nicht der Ort und

der Raum, das Wesen einer idealistischen Weltanschauung darzutun. Den Idealismus zu entwickeln — im zwiefachen Sinn des Wortes — wird die große Aufgabe der Kirchen, unserer Denker und Dichter und der — hoffentlich noch kommenden — geistigen Volksführer sein. Wir wollen und können hier die neue Weltanschauung nur wiedergeben und erkennen in der Verkörperung nach außen hin, in dem Ausdruck, den sie sich in einer neuen Lebensform und Lebenshaltung suchen wird und suchen muß. Vielleicht sogar, daß wir den neuen Geist besser und tiefer begreifen, wenn wir ihn zuerst in seiner äußeren Erscheinungsform kennenlernen und erfassen.

Eine Frage aber noch: Wer wird denn der Führer zu diesem Idealismus und zu dieser neuen und, wie wir bald sehen werden, sehr viel einfacheren Lebensform sein können? — Vor allem doch die, die schon längst um die geistigen Güter und ihren Wert wissen und sie besitzen: die Gebildeten. Und wenn in der nächsten Zukunft die Arbeiterschaft wohl die Führung in allem, was Politik, Volkswirtschaft heißt, in der Hand haben wird, so ist die geistige, kulturelle Führung zu einer neuen Weltanschauung und Lebensform eben die größte und vornehmste, ja, die Aufgabe der Gebildeten. Der Sozialismus ist keine Weltanschauung, sondern nur eine, vielleicht sogar die heilbringende Wirtschaftslehre. Gilt er dennoch als Weltanschauung, dann ist er eben eine durchaus materialistische, und die große Gefahr besteht darin, daß die Sozialdemokratie, als noch rein materialistisch eingestellt, die Überwindung des Materialismus und den Weg zum Idealismus durchweg erschweren und verzögern kann. Es ist so selbstverständlich: eine gewisse, gesicherte wirtschaftliche Grundlage des Daseins ist eben die *conditio sine qua non*, die unerläßliche Voraussetzung für alles geistige, kulturelle Leben des einzelnen wie der Völker. Den Kampf für die einfach notwendigen wirtschaftlichen Grundlagen und Lebensbedingungen aller und auch gerade der Arbeiterschaft zu gutem und gerechtem Ende führen zu helfen, ist Sache aller idealistisch Gesinnten und Gebildeten. Aber darüber, über diesem selbstverständlichen Unterbau, erhebt sich erst das Ziel: sowohl den

aus Mangel und Notdurft noch materiell Befangenen, den arbeitenden Klassen, wie auch den durch den Überfluß wieder allzu materiell Verblendeten, „den Reichen“, der „Bourgeoisie“, zu einer befreienden und unabhängigen, idealistischen Welteinstellung und Lebensform voranzugehen.

Hier liegt wieder die große und vornehme Aufgabe derer, die die eigentliche Trägerin und Gestalterin der „Lebensform“ ist, indem sie für Wohnung, Kleidung, Ernährung, Erholung der Menschen zu sorgen hat: die Aufgabe der Frau. Wir können vielleicht genauer sagen: der gebildeten deutschen Frau; denn es mag vor der Weltgeschichte die Aufgabe des verarmten und geschlagenen Deutschlands werden, der materialistisch noch bedrohten Welt als Träger eines neuen Geistes zu neuen, rettenden Ufern voranzugehen.

## 2. Heim und Häuslichkeit.

„Der ist glücklich im Leben, der eine glückliche Kindheit gehabt hat.“

Georg Reide.

Der Ausgangspunkt und Träger für die Lebensstimmung und die Lebenshaltung des Menschen ist sein Heim, seine Häuslichkeit. Wenn wir eine Erneuerung der Lebensform suchen, müssen wir mit dem Heim beginnen, denn es stellt die engste und eigenste Lebensatmosphäre des Menschen dar. Der Sinn, die innere Empfänglichkeit für den Begriff „Heim“ sind unserer Zeit fast entschwunden. „Häuslichkeit“, „häuslich sein“ sind Worte geworden, denen die Enge und Dumpsheit oder gar Spießbürgerluft anzuhängen scheinen. Schuld daran, daß dieses eine und erste Kulturgut so verkam, ist vor allem die moderne großstädtische Entwicklung. Wie soll die Arbeiter- oder Beamtenfamilie ein „Heim“ lieben lernen, das aus ein paar billig gebauten, aber teuer bezahlten Räumen besteht, die man doch alle paar Jahre mit einer ebenso lieblosen, schablonenhaften Wohnung in einer ebenso finsternen, geschrei- und geruchgefüllten Mietkaserne vertauschen muß? — Wie soll Liebe zur Häuslichkeit, wie soll ein Familienleben zustande kommen, wenn durch die Entfernungen, durch die verschiedenen Arbeits-, Essens-, Vergnügungszeiten des Vaters, der Mutter, der einzelnen Kinder das „Zuhause“ immer mehr zu Sutterplatz und bloßer Schlafstelle herabsinken muß? Kann man es den Kindern verdenken, wenn sie möglichst nicht „zu Hause hocken“ wollen, sondern nach der Schule und den Schularbeiten jede halbe Stunde mit ihresgleichen das Weite suchen, sei es auf der Straße, dem Spielplatz oder im Park, sei es bei Sport und Wanderung? Kann man es den Vätern verdenken, wenn sie,



am Abend der engen Stube mit den schlafenden Kindern die Vorträge und Versammlungen, den Stammtisch, den Klub oder die Kegelbahn oder das „Restaurant“ vorziehen? Kann man es den Frauen nicht nachfühlen — auch den Frauen der „besten“ Stände — wenn sie, statt des Vor- und Nachmittags in der von Mann und Kindern verwaisten Wohnung zu sitzen, das „Besorgungenmachen“ und den „Straßenbummel“ mit Freundinnen, das Café, das Kino, das Theater vorziehen? — Glückliche Kleinstadt, wo man im eigenen oder jahrzehntelang gemieteten und geliebten — man braucht nur die Dichter aus den kleinen Städten zu lesen — Häusern oder Wohnungen mit eigenem Garten oder Gärtchen lebt, wo Flußufer und Wiese, alte Wallanlagen und freies Feld so nahe sind, daß man die Kinder zu jeder Mahlzeit heimbekommt, und wo die Entfernungen nicht so groß sind, daß jeder Besuch, jede Verabredung zur Reise ausartet, die die Hausordnung umstürzt!

Die Großstadt oder, was daselbe ist, die düsteren, großen Fabrik- und Arbeiterviertel der Provinzstädte mit ihren Mietkasernen, die das eigene Heim so unheimlich machen und jeden „Vergnügungsort“ — sei es nun die Theaterloge oder der Restaurantplatz — so begehrenswert machen: sie hatten auch die geistige Heimatlosigkeit, das geistige Vagantentum wachsen lassen. Wer einmal an einem leuchtenden Sommertage stundenlang durch die Kleinbürger- und Arbeiterviertel der Großstädte gewandert ist, der erkennt plötzlich mit Schrecken und Melancholie, wie diese düsteren, immer grauen Straßenzellen recht eigentlich die Zwingburgen des Klassenhasses und des Spartanismus und jenes aberwitzigen, bödenlosen Intellektualismus werden konnten, dessen Orgien wir jetzt erleben. Er empfindet die balkonlosen Häuserreihen mit den toten, wimperlosen Fensterreihen wie verbissene, rasierte Sträflingsgesichter und begreift recht, welche Wege die Menschen gehen müssen, deren Süße nie mehr den Grund der mütterlichen Erde unter sich fühlen, sondern immer nur Steine über Steinen. Die Sage vom Riesen Anthäus drängt sich auf, der unüberwindlich blieb, solange sein Fuß noch seine Mutter Erde

berührte und der nur in der Luft schwebend erdroßelt werden konnte. Es kommt einem immer wieder der Gedanke: ob nicht wirklich nach aller Verirrtheit in lieblose, gehässige Steinwüsten, in denen nur rabiatier Intellektualismus wächst, erst die leibhaftige Berührung mit dem gütigen, mütterlichen, fruchtbaren Erdboden den Menschen wieder Güte, Menschlichkeit und Halt geben mag, sowie erst die Berührung mit der Erde den in der Luft hilflosen Riesen unverleztlich macht?

Wie nahe diese Empfindungen und Überlegungen liegen, zeigen die überall urkräftig hervorbrechenden Strömungen für Bodenreform, für Kleinsiedelungswesen, für kleinbäuerliche Kolonien, für eine neue Wissenschaft des Städtebaues, für Laubkolonien, Arbeitergartenstädte usw. Alles beweist, wie sehr das Verlangen und der Sinn für das eigene Heim und die eigene Scholle in allen Bevölkerungskreisen wieder emporquillt. Der Mensch ist Erde und er ißt Erde — in den Früchten, die sie trägt, und in der Milch, dem Fett, den Eiern, dem Fleisch der Tiere, die sich selber wieder von lebendigem Lande nähren — und ebenso wie der menschliche Leib nimmermehr gesund sein kann, wenn er nur von den Pillen und Pulvern und Präparaten aus der Retorte des Chemikers und des Apothekers sich nähren muß — die Kriegszeit mit ihren tausend chemischen „Ersatzmitteln“ hat uns ja ein Beispiel gegeben —: ebenso müssen auch der menschliche Geist, des menschliche Lebensgefühl, durch tausend Steinwände oben, unten und seitwärts abgemauert von der Natur, ihrem Lebensstoffe, entarten, sich in zahllose, bleiche, geile, blattlose Seitentriebe verlieren und verwachsen wie die arme Pflanze, die im Keller keimen und ihr krankes, kurzes Dasein da fristen muß, wo nur Schwämme gedeihen.

Also, wenn wir mit der Erneuerung der Lebensform am eigenen Heim beginnen, müssen wir mit der Landliebe, mit der Kleinstadtliebe anfangen, mit der Mißachtung der „Provinz“ und mit der „Großstadtleidenschaft“ aufhören. Die „Provinz“ ist in ihrer Lebenshaltung viel glücklicher als die Großstadt — die Kriegsnot hat manch einem die Augen darüber schon geöffnet — und die große Kulturaufgabe lautet: einmal die Provinz, d. h. Land- und Klein-

stadt begehrenswerter, zweitens die Großstadt erträglicher und „wohnlicher“ zu machen.

Was dem Lande fehlt, ist zweierlei: Unterhaltung und Bequemlichkeit. Wie oft hört man es sagen: „Wenn ihr selber die langen, langen Winterabende im Sinstern oder bei einer Sunzel auf dem Lande sitzen mühtet, wenn ihr selber täglich das Pumpen und Wasserschleppen und Feuermachen hättet, dann würdet ihr genau so die Landflucht lernen und das dunkle Hofzimmer gern in Kauf nehmen, wenn ihr dafür jeden Abend etwas Neues, Unterhaltendes ‚vorhaben‘ könntet, nur den Schalter oder den Hahn zu drehen brauchtet, um Licht und warmes Wasser in Fülle zu haben . . .“

In der Erkenntnis, wie maßgebend und gewichtig diese seelischen Gründe der Landflucht sind, haben sich bereits Vereinigungen gebildet, die dem Lande die Anreize und Vorteile der Großstädte bringen, es dadurch begehrenswerter machen wollen. Man will dem Lande und der Kleinstadt vor allem Beleuchtung bringen — durch Überlandzentralen usw., das Kino, das Wandertheater, Büchereien mit Lesesälen usw. Die Bestrebungen, auch in den kleinsten Städten, für Dörfer und Gutsbezirke Volkshäuser oder Säle zu schaffen, wo man wandernde Bilderausstellungen betrachten, Musikkünstler hören, Einzelvorträge oder ganze Vortragsreihen besuchen, Festlichkeiten veranstalten soll, der Gedanke, das Volkshochschulwesen vor allem auch für dauernde Gastreisen in die kleinsten Orte einzustellen: all diese Bestrebungen für Volksbelehrung und Volksunterhaltung — was man zusammen „Volksbildung“ nennen kann; denn was mich gleichzeitig belehrt und unterhält, das „bildet“ mich eben — sie berühren sich, sie haben gleiches Ziel mit den Bewegungen für Siedlungswesen, gegen Landflucht usw.: Beiden gilt es, einen Teil der Menschheit durch Rückkehr zur Natur besser und glücklicher zu machen, als er jetzt ist. Wie nun das Land, die Klein- und die Mittelstadt — die von vornherein die viel schöneren Bedingungen für die Lebensform, für Heim, Häuslichkeit, Familienleben besitzen — durch elektrisches Licht, durch Kanalisation usw. wohnlicher, bequemer

gemacht werden sollen, so müssen auch die Großstädte und Fabrikstädte wohnlicher werden, wenn eine neue, heitere und bessere Lebensform der Menschen sich in ihnen entfalten soll.

Es gibt heute für die Reform des Städtebaus bedeutende Gedanken und Pläne genug, die mit Anlagenplätzen, Gartenstraßen, „Ausfallstraßen“ ins Freie sich beschäftigen und daneben, wie manche moderne Schul- und Behördenbauten es schon zeigen, in Erinnerung an mittelalterliche Städteherrlichkeit auch das persönlich lebendige, künstlerische, architektonisch wechselnde reizvolle Stadtbild im Auge haben. „Schönheit und Arbeitersparnis“ lautet hier, was im Hinblick auf das Land „Unterhaltung und Bequemlichkeit“ lauten muß. — Wie es bereits heute, nicht durch Zufall, sondern praktischen Vorteil geschaffen, Zeitungs-, Bank-, Konfektionsviertel gibt, so müßte es in der zukünftigen, vorbildlichen Stadt auch ausgesprochene Gegenden für geistig produzierende Menschen — wozu hier nicht die Musiker gehören — und solche für kinderreiche Familien geben, Straßen und Plätze, die, von den Fabriken entfernt, durch besondere grüne Anlagen, Wasserbassins, Sand- und Spielstätten der Großstadtjugend ein wenig Heimat bieten müßten. Vielleicht auch, daß man die jetzt so engen dumpfen Höfe eines Häuserblocks, auf die doch nur die Schlaf- und Wirtschaftsräume hinausgehen, zu grünbebuschten Spielstätten und Garteneckchen ausbauen könnte.

Aber sehen wir uns nun einmal, gleichgültig, ob in Landstadt oder Großstadt, den Wohnungsbau selber an! Wie sehr wird da mühsam erworbenes Geld, wie sehr wird da Arbeit, mühsame, tagtägliche, danklose Frauenarbeit verschwendet! Da ist z. B. die „kalte Pracht“, „der Salon“, die „gute Stube“, oder wie es sonst heißen mag. Der hellste, schönste Raum der Wohnung wird zu diesem nichtsnutzigen Dasein verdammt, zur Kinderstube muß ein dunkles Hinterzimmer herhalten; weil die Frau Hauptmann einen Salon hat, muß die Frau Leutnant auch einen haben, der kostet zeitlebens soundso viel Geld an Miete, an Reinigung und Wartung der Möbel usw., die Kinderstube verschlingt auch viel Geld — kurzum, Ergebnis: man muß nicht so viel Kinder

haben. So tötet die „Kalte-Pracht-Stube“ — der Materialismus — den ungeborenen Nachwuchs bester Bevölkerungsschichten. Wer anderen, mehr idealistischen, Geistes ist, wird statt der Anschaffungs- und lebenslänglichen Unterhaltungskosten für einen Salon vielleicht ein drittes Kind haben oder jährlich eine Erholungszeit in der Natur oder eine kleine Reise oder eine Reihe guter Bücher und Theaterbesuche sich gönnen dürfen und wird sich dabei, voll Gleichgültigkeit und Überlegenheit, nicht „genieren“, keinen Salon zu haben, was man doch „eigentlich“ müßte. Sollte es nicht auch möglich sein, statt des finsternen Schlauchkorridors kleine, mehr quadratische „Vorplätze“ oder „Dielen“ zu schaffen, die, gefällig hergerichtet, neben den einmündenden Türen und der Kleiderablage einen Tisch und einige Stühle enthalten, so daß man eintretende Besucher da „empfangen“ und kurze Besprechungen haben kann? — Denn den wirklichen „Gast“, mit dem man es „gemütlich“ haben will, zieht man sich ja doch in sein Wohnzimmer! — Auch das Badezimmer z. B. sollte luftiger und größer sein und gleich einen angeschlossenen Waschtisch enthalten, so daß es auch „Waschzimmer“ wird: wieviel Zeit und Kraft nämlich verbraucht eine Frau oder ein Dienstmädchen, um täglich zu zwei oder gar drei Waschtischen die Wasserkannen zu schleppen, die Waschbecken auszugießen und die vollen Ausgußeimer wieder davonzutragen! Der Babywickeltisch im Badezimmer, das Warmwasseranschluß hat, wäre das Heil für Mütter und Säuglinge. Die bösen, schmalen Mädchenkammern — „Ritzen“ nennt sie der Berliner — müßten sich zu hellen Räumen weiten, in denen die vom „Korridor“ verbannten Vorratschränke und die Mottentruhe oder auch Nähmaschine und Plättleinrichtung Platz finden könnten. Bei Minderbemittelten könnte diese Mädchen- oder „Wirtschaftsstube“ dann die Betten des Elternpaares beherbergen, sie wird wohnlicher ja, sowie die Waschtischeinrichtung wegfällt; dagegen müßte die Küche in allen einfacheren Häusern schon vom Architekten — durch ein Podium z. B., auf dem der Esstisch steht — zur „Eßküche“ gemacht werden. Jeder Mensch der sich nur zeitweilig selbst versorgt hat, weiß, welche lästige Arbeit

das Anrichten der Speisen auf Schüsseln, das Hin- und Herschleppen der Geschirre von der Küche zum Speisezimmer und wieder zurück bedeutet. Für alleinstehende und für alle in ihrer Zeit bedrängte Menschen hat sich diese „Eßküche“ und das Anrichten der Speisen direkt auf den Tellern, ohne Umweg über die „Schüssel“, längst von selber eingeführt und die immer siegreichere Kochkiste hat, im Verein mit Gas- oder elektrischem Kocher die Schauermär von der „heißen, qualmigen“ und „nach Essensdunst riechenden“ Küche schon widerlegt. Die Ersparnis von Salon und Esszimmer sollte aber überall ein schönes, gesundes, nach vorn gelegenes Kinderzimmer mit Balkon ermöglichen, und der Hauserbauer — die Architekten müßten viel mehr Frauen und es müßten viel mehr Frauen Architekten sein! — könnte durch dicke Wände und Doppeltüren ein übriges tun.

Die viel zu vielen Türen! Sie z. B. sind auch ein wunder Punkt in unserem modernen Stadthäuserbau. Es gilt einmal für „fein“, daß alle Zimmer „ineinander“ gehen, und daß dennoch jedes Zimmer seinen eigenen Eingang hat. So haben die meisten Zimmer drei mit Riesentüren zererschlagene Wände und eine Fensterwand; für die Ofenecke — es gibt auch sehr gemütliche „Heizungsecken“ — und für den ebenso schönen wie praktischen Eschrank der Biedermeierzeit ist kein Platz mehr, ebensowenig für einen Büchereschrank oder das familienhaft behagliche Sofa mit Tisch und Sesseln. Dafür hört man alles, was rechts und links im Nebenzimmer vorgeht, und die „Gemütlichkeit“ der Räume ist dahin. Zur Baupolizei müßten auch sachverständige Frauen gehören, die darüber wachen, daß nicht zu unpraktisch und lieblos für die Hausfrau gebaut wird.

Wird man also, um den Gesetzen einer neuen, viel mehr als bisher auf Heim und Häuslichkeit gerichteten, dabei auf größte Sparlichkeit an Geld und Menschenkraft bedachten Lebensform entgegenzukommen, die Stadt und die Wohnungen anders bauen lernen, so werden auch Hausrat und Hausgeräte anders aussehen als bisher.

Auch hier gibt es wieder — ein Beweis, wie sehr die Bedürf-

nisse nach neuem „Heim“ und nach „Häuslichkeit“ in der Luft liegen — umfangreiche und vielfältige Bestrebungen, neuen, schönen und gediegenen „Hausrat“ zu schaffen im Gegensatz zu den billigen, geschmacklosen, unsoliden „Möbeln“, dieser „Ausverkaufsrenaissance“, die heute die Häuser von hoch und niedrig vollstopfen. Man wird in Zukunft, bis in hohe Beamtenkreise hinein, weniger Räume und weniger Geld haben, — da wird man nur wenige, aber gediegene und dauerhafte, schöne Stücke kaufen, wird sich die Wahl überlegen, und so wird das Heim viel „gewählter“ sein als bisher, und es ist kein Zufall, daß dies Wort, das die Sparsamkeit und Bedachtsamkeit im Kauf ausdrückt, gleichzeitig auch „schöne Vornehmheit“ in sich schließt! Mancherlei Gründungen von künstlerischen Werkstätten, Handwerkerschulen usw. haben bereits bewiesen, daß nach Entwürfen und Vorbildern erfahrenster Künstlerhände in großem Maßstabe schöner und gediegener Hausrat zu verhältnismäßig sehr niedrigem Preise hergestellt werden kann. Die Schönheit, die Behaglichkeit, die Liebe zur eigenen Häuslichkeit, der Wert des Heims wachsen mit dem, wie man sagt, „persönlichen Verhältnis zu den eigenen Sachen“, — denken wir an den schönen, dauerhaften und sorgsam gehaltenen Hausrat etwa mittelalterlicher oder der Biedermeierzeit. Wie sollen andererseits die im „Ramsch“ gekauften, häßlichen, unpraktischen Möbel, die dauernd zerbrochene Verzierungen, Schrammen, nicht schließende Schlösser haben und die Bequemlichkeit wie das Auge dauernd kränken, einem Freude am eigenen Heim beibringen? — Sie werden bald wieder auf den Boden getan, verkauft oder verschenkt, und soundso viel Menschenkraft wird vertan.

Immer neue Formen zu finden, das Schöne („Elegante“) mit dem Gediegenen („Soliden“) und das Gediegene mit dem Bequemen („Praktischen“) zu verbinden, ist die große und bereits mit viel Erfolg unternommene Kulturaufgabe unseres Kunstgewerbes. Es ist klar zu erkennen: diese neudeutsche „Qualitätsarbeit“ ist darauf bedacht, dem Menschen Dinge zu geben, die ihn vielleicht lebenslanglich begleiten, ihm lieb und wert sein sollen und hat so einen ideellen, einen ethischen Wert in sich,

im Gegensatz zu der Quantitätsware, die nur auf reizvollen Schein, damit leichter gekauft wird, und auf rasche Verbrauchbarkeit und Abnutzung es abzieht, damit bald wieder neu gekauft werden muß, und die mit rein materieller Einstellung auf den Vorteil des Produzenten uns etwas irgendwie Unmoralisches an sich zu haben scheint.

Nun vom Hausrat zu den Geräten, den „Gebrauchs-“ und den „Schmuckgegenständen“. Selbstverständlich, daß man die nützlichen Dinge möglichst handlich, dauerhaft, unzerstörbar sich aussucht. Wieviel Arbeit — immer Frauenarbeit! — und Zeit kann aber noch im kleinsten gespart werden! Nur ein Punkt: das Metall. Die Lampe mit dem Messinggestell und der Messingeinfassung gefällt einem vielleicht nur genau so gut wie die auf einem Fuß von glänzender, schwarzer oder elfenbeinfarbener Masse. Die eine macht aber soundso viel Arbeit mehr durch Messingpußen — oder der Anblick von fleckigem, schmutzigem, grünspanigem Metall ist ärgerlich. Das gilt erst recht von den Möbelbeschlägen, den Türgriffen, Fensterkreuzen, Wasserhähnen usw. Auch hier können schon Architekt und Möbelwarenfabrikant durch die Wahl anderer Stoffe, Arbeitskraft sparen oder die ästhetische Freude erhöhen.

Die sogenannten „Schmuckgegenstände“, „Nipp Sachen“, „Galanterieartikel“ aber sind das fröhliche, erdumspannende Kaiserreich des „Kitsch“. Im Kitsch steckt immer zweierlei: geistig eine falsche Sentimentalität (das ist der Aschbecher oder das Sofaflissen mit dem Hindenburgbildnis), äußerlich die Unwahrhaftigkeit des Materials („die Imitationen“, die Bronzegruppe aus angemalktem Gips, die Hunde und Nymphenburger Schäfer aus billigem Bistuit usw.). Es hat nicht nur mit dem Geschmack, sondern auch mit der inneren Ehrlichkeit des Menschen etwas zu tun, wenn er solche „Artikel“ nicht um sich dulden will. Der einfachste Schwarzwälder Tonkrug schmückt das Zimmer mehr und besser als eine ganze Garnitur „imitierter“ Baccaratvasen aus billigem Preßglas. Dasselbe gilt von den künstlichen, meist dickverstaubten Blumen und Sträußen und dem vielfachen „Wandschmuck“. Es gibt ja heute sehr viel gute und erschwingliche

Wiedergaben alter und neuer Bilder, aber ach: alle Madonnen der Renaissance kommen nicht an gegen die nackten Mädchen, die sich an Pferdeköpfe schmiegen! Über Verständnis und Liebe für Bilder wird ja noch ausführlicher in einem späteren Kapitel „Bildung“ zu reden sein.

Also: als Grundlage der neuen Lebensform wird die Häuslichkeit schöner, gesunder, bequemer und damit liebenswerter sein müssen; sie wird, trotz viel bescheidenerer Verhältnisse, „gewählter“, vornehmer sein können. Die angedeuteten Möglichkeiten für Wohnungsbau, Hausrat und Hausgeräte sollen nun durchaus nicht besagen, daß wir dumpfe Kleinbürgerenge und fast ärmliche Bescheidenheit predigen wollen; wir wollen aber betonen, daß die hier angedeuteten Reformen der Häuslichkeit längst Wirklichkeit geworden sind im Landhausbau, und daß kein Mensch es „power“ findet, wenn dort statt schwerer Portieren, „Stores“ und Scheibengardinen einfache, luftige Vorhänge an den Fenstern hängen, statt echter oder imitierter Perserteppiche nur Kofosmatten, Linoleum oder Bouclégewebe den Boden bedecken, statt geschnitzter altdeutscher Ritterburgen von Schränken oder Büfetten glatte, einfache, gediegene Möbel, vielleicht nicht einmal „poliert“ und „furniert“, sondern nur gestrichen, an den Wänden stehen.

Eine neue Lebensform haben nicht einzelne Schichten, sondern das ganze Volk heute für sich zu finden, und jene Richtung, die wir zu kennzeichnen suchten und die längst allenthalben eingeseht hat, birgt die Möglichkeiten für die schöne, heitere Häuslichkeit in Stadt und Land, für „arm und reich“.

Das „haus“ oder die „Wohnung“ wird nun in der Großstadt wie in der Provinz auch wieder mehr zum „Heim“ werden können, und die neue Lebensform wird wieder die Freuden und nicht materiellen Glückswerte des Heims in sich aufnehmen: Familienleben, Bücher, Geselligkeit. Den beiden letzten Punkten werden wir uns später besonders zuwenden, hier nur noch einige Worte über die Bedeutung des Familienlebens für die neue Lebensform. Zunächst: nur in der kleineren Stadt und auf dem Lande gibt es noch ein viel stärkeres Familienleben und viel weniger Eheirungen

und Ehescheidungen als in den Großstädten. Wenn Eltern mehr mit ihren Kindern zusammenleben, ihren Verkehr kennen und lenken, kann es nicht so oft geschehen, daß gänzlich sich selbst überlassene junge Menschen in völlig fremde Gesellschafts-, Standes- oder Anschauungskreise und Rassen hineinheiraten, in denen sie sich zeitweilig später heimatlos fühlen. Ferner: bei einer ideelleren Geistesrichtung und Lebensform der Menschen wird es zweierlei Sünden des Materialismus, die das Familienleben untergraben, nicht geben: die Verstandes- oder Geldheiraten und die späten Ehen oder, was mit ihnen zusammenhängt, die „unglücklichen Lieben“. Hier geht durch den Materialismus ein edelstes geistiges Gut — Menschenglück — in Massen verloren. Der junge Mann kann immer später heiraten, wenn er die „standesgemäßen“ Ansprüche des Mädchens aus „besseren“ Ständen befriedigen will, nämlich die Wohnung mit Esszimmer, Salon, Schlaf-, Wohn- und Arbeitszimmer, die Sommerreise, die Kleidung, das Dienstmädchen usw. Und da andererseits der Mann von dem Mädchen aus Offiziers- und Beamtenkreisen eine Aussteuer erwartet, die mindestens z. B. ein „gutes“ echtes Porzellanservice für „zwölf Personen“ und ein irdenes „Alltagservice“ für wieder zwölf Personen, die Tafeltücher und Servietten für zwölf Personen und mindestens vier Dutzend Handtücher enthält usw.: so müssen Tausende von jungen Mädchen auf die Ehe überhaupt verzichten oder ältere, ungeliebte Männer nehmen. So wird dem Materialismus, dem Ideal der gefüllten Schränke das Lebensglück zum Opfer gebracht. Wie sehr die Geldheiraten und die späten Ehen — in denen entweder beide Teile ihre Jugendkraft schon verbraucht haben oder, kalt geworden, einem verlorenen ersten Glück nachtrauern — ein ideelles Volksgut: das Familienleben und ferner den jungen Nachwuchs qualitativ und quantitativ herabsetzen, ist eine alte, tausendjährige Erfahrung. Sobald eine körperlich gesündere und kräftigere, geistig nicht materialistisch gerichtete Jugend, gerade aus den „besseren Ständen“ es wagt, früh und in bescheidene Häuslichkeiten, wie die eben skizzierten, zu heiraten, werden wir den ersten und bedeutenden Fortschritt in der Be-

völkerungspolitik haben. Gerade jene gehobenen Stände und die Beamten- und Offizierskreise sind es ja, die den stärksten Geburtenrückgang zu verzeichnen haben. Vor allem die Verwöhntheit und Anspruchsfülle, der tief eingefressene Materialismus der jungen Mädchen und Frauen muß als erstes zugunsten einer tief eingewachsenen, ganz neuen idealistischen Denkweise und Lebenseinstellung mit der Wurzel ausgerottet werden, wenn wir, mit dem Heim beginnend, eine neue Lebensform uns schaffen wollen. Das gilt auch noch in einem anderen Sinne. Durch den Achtstundentag und die damit bedingte andere Tageseinteilung werden und sollen soundso viel Stunden für den Mann frei werden. Diese Stunden, die ja nicht nur angefüllt, sondern erfüllt sein wollen, zum Teil dem Familienleben zu gewinnen, ist eine bedeutende ideale Aufgabe der Frau. Gerecht werden kann sie ihr nur, wenn der Haushalt wirklich ordentlich und sauber, als Heim heiter und behaglich, von einer geistigen, freundlichen Luft erfüllt ist. Die pünktliche Mahlzeit im Kreise der Seinen, die den müde Heimkehrenden empfängt, der Abendspaziergang mit den Kindern oder das gute, wertvolle Buch, das die Familien um die Lampe vereinigt: das sind ein paar der Aufgaben, die der Achtstundentag an die Frau stellt, und er nützt uns wenig, wenn statt dessen der Mann nur in Wirtshäusern, die Frau im Kino säße und die Kinder von der neugewonnenen Zeit der Eltern keinen Segen Liebe und Freude abbekämen. Ebenso wäre es in hohem Grade zu bedauern, wenn nun die freien Stunden, auf Kosten des Familienlebens, nur Vorträgen, Versammlungen und allem künstlerischen und wissenschaftlichen Bildungswesen zugute kommen sollten. Nicht nur der Geist, auch das Herz sollen vom Achtstundentag Vorteil haben. Wie oft hörte man gerade in den oberen und obersten Schichten die Klage: „Man hat gar nichts von den Kindern“ — „Ich habe gar nichts mehr von meinem Mann“.

Mehr Idealismus und damit mehr Freude an der Häuslichkeit, mehr Liebe zum eigenen Heim, das schöner, besser und leichter erreichbar sein muß als das heutige: das wird bessere, glücklichere Kinder schaffen als bisher. Erst jenes Heim, das wir in

den Grundzügen seines äußeren Aussehens und in seiner inneren Grundlage — der wirklichen Liebesehe junger, idealistisch gesonnener Menschen — aufzuzeichnen suchten, wird der wirklich neuen Lebensform entsprechen. Der schwedische Maler Carl Larsson, dessen „Haus in der Sonne“ auch bei uns weitbekannt ist, hat in seinen Bildern ein solches Heim den Menschen immer wieder recht vor Augen gestellt.

Wir sehen aber auch schon, wie die Forderung eines solchen neuen Heims nicht bloß mit der Forderung eines vielleicht nur äußerlichen, neuen Lebensstiles zu tun hat, sondern mit vielfachen und bedeutenden Problemen der Zukunft und Gegenwart — Städtebau und Wohnungswesen, Bodenreform und Siedelungsbewegung, Landflucht, Volksbildung, Bevölkerungspolitik in tiefem und lebendigem Zusammenhange steht. All jene Bewegungen, sowie die neue Lebensform als einen großen Zusammenhang zu begreifen, ist aber nur möglich, wenn man die allen gemeinsame Grundlage, eine neue, idealistische Welteinstellung, in ihrer inneren Notwendigkeit begriffen hat.

### 3. Kleidung.

Ich habe noch nie von Mode-Weisheit sprechen hören,  
aber von Mode-Torheit sehr häufig. Mark Twain.

Schön sein, ohne schön zu sein — das ist die wahre  
Kunst. Eleonora. Duse.

Ein zweites, wichtiges und wesentliches Kapitel der neuen Lebensform gilt der Kleidung. Wir werden arm sein und wollen edel bleiben: das ist das Grundproblem unserer heutigen und künftigen Tage. Arm und edel zugleich zu sein, ist aber nur dem Idealisten möglich, dem, der es auf die geistigen Werte der Welt abgesehen hat, dem die materiellen nichts oder höchstens als Mittel zum Zweck etwas gelten. Der Arme, der reiner Materialist ist, muß nur nach äußerem Besitz trachten, ihn den anderen neiden, mißgönnen, zu verleiden oder abzujaßen suchen; kurz, wer arm ist und lediglich materiell dazu, wird unedel. Diese besitzgierige Habsucht und diesen Geiz (für beide hat der Römer bezeichnenderweise nur ein einziges Wort) nannte schon die heilige Schrift die Wurzel alles Übels.

Gerade das Kapitel „Kleidung“ zeigt uns heute das schrankenloseste Triumphieren des Materialismus. Wieviel mühselige, eifrige Frauenarbeitsstunden — an der Nähmaschine, im dunklen Hofzimmer, im Fabrikfaal, in den Verkaufsräumen des Warenhauses — verwandeln sich alljährlich in fröhlichen, leichtlebigen Tand an gerngepußten Menschen, der, bald wertlos geworden, wieder vertan wird, als Wirkung seines Daseins nur einen traurig bescheidenen oder einen sehr klingenden Gewinn in den Taschen der Arbeitenden oder der bloß Verdienenden zurücklassend! Wieviel mühevollen, mit Darangabe aller Augenkräfte gefertigte Kleider werden noch einem Jahr zerschlißen zu den Lumpen geworfen,

wieviel liebevoll und gediegen gearbeitete Kleider müssen allzubald wieder zertrennt und ungearbeitet werden: denn die Mode befiehlt es, und diese scheinbar nur ästhetische, unterhaltsame Göttin ist nicht etwa frei, sondern steht mehr oder minder im Dienst des Bekleidungsgewerbes, und zwischen den Interessen seiner Börse und den Launen der Mode gibt es einen tiefen Zusammenhang. Man spotte nicht über die Allmacht der Mode und verlange, daß man sich von ihr frei mache. Ihre Macht geht so weit, wie ein Grundgesetz der menschlichen Seele geht: die Gedankenverbindung. Deutlicher: wenn gestern enge Röcke Mode waren, und heute weite Röcke an der Tagesordnung sind, dann tragen alle schönen, reichen, eleganten und begehrenswerten Frauen den weiten Rock und verschicken ihre engen Röcke an Minderbemittelte und ihr Dienstmädchen, so daß in den Köpfen der Männer wie der Frauen, nach soundsoviel Erfahrungen die Gedankenverbindung unauflöslich feststeht: weiter Rock — schöne elegante, begehrenswerte Frau, und: enger Rock — kleines, bescheidenes, armes Mädchen. Da ist es selbstverständlich, daß, von den Frauen selber ganz zu schweigen, auch durchaus nicht wohlhabende Männer von ihren Frauen verlangen, sie möchten nicht durch ihre äußere Erscheinung immer die Vorstellung von kleinen, bescheidenen Mädchen in ihnen erwecken, sondern sich kleiden wie schöne, elegante, begehrenswerte Frauen. Das gibt teuren Neueinkauf, und die Summe aller dieser Neueinkäufe wird ein Bestandteil der Tagesrechnung, die besagt, ein drittes Kind können wir uns nicht leisten, oder aber es gibt mühevollen, zeitraubenden Umarbeitung, und infolgedessen kann die Frau soundso viele Dichtwerke nicht lesen, und soundso viele Stunden mit ihren Kindern nicht spazieren gehen. Und was von den Kleidern, gilt ebenso von den Hüten und Stiefeln, den Mänteln, dem Pelzwerk usw.

Die Frauenkleidung, die dauernd wechselt und schon aus Grundsatz unsolid ist, sündigt sehr viel mehr an der allgemeinen Volkskraft als die sich kaum verändernde und an sich sehr dauerhaft gearbeitete Herrenkleidung. Es ist ganz gewiß verwegen, auf eine allgemeine Umgestaltung der Männermode zugunsten ihrer Schön-

heit — denn steife Hemdbrust und Hosenbeinröhren sind doch im Grunde eine Scheußlichkeit — hoffen zu wollen. So werden wir in den folgenden Seiten hauptsächlich von Frauentleidung zu reden haben, ohne dennoch unseren Wunsch nach der Kniehose und überhaupt einer Reform der Männertracht ganz zu unterdrücken.

Es scheint sich uns ein Ausweg aufzutun, um der innerlich so unmoralischen, mit dem Geld, der Zeit, der Kraft der Bevölkerung so unerhörten Raubbau treibenden Modetyrannei zu entgehen: man schaffe eine eigene deutsche Mode. Das ist ja auch zeitweilig versucht worden. Zweierlei spricht aber entscheidend gegen diese weltfremd-schwärmerische Bewegung: einmal ist die Mode, wie ja überhaupt die gesamte Zivilisation, etwas durchaus Internationales geworden — der Neger trägt den Strack und das Landmädchen am Sonntag die seidene Bluse — und es wäre kindische Torheit, das Rad der Entwicklung zurückdrehen zu wollen, zweitens aber, der materialistische Grund neben der sachlichen Erkenntnis —: das deutsche Modegewerbe, das für die Ausfuhr so wichtig ist und immer wichtiger wird, darf nicht geschädigt und mattgesetzt werden, indem es seine Beziehung zur Welt verliert, durch eine lächerliche und verlachte „Deutsche Mode“.

Es gibt also zunächst nur einen Weg: Das deutsche Modegewerbe sucht die jährlich wechselnden, international gültigen Modelinien in einer eigentümlich „deutschen Stilisierung“ auszuprägen, in einer persönlich aufgefaßten Note wiederzugeben, die, dank ihres internationalen Grundtons, doch in der ganzen Welt „gefragt“ sein wird. Dies Ziel ist auch schon, was das Modegewerbe betrifft, erkannt, und man sah auf der ersten großen deutschen Modenmesse bereits, in welcher Richtung diese deutsche Ausprägung der internationalen Modelinie verlaufen wird: sie sucht nicht das Laute und Kauschende, Herausfordernd-Kecke, nicht das Pridelnd-Verführerische und die aufreizend-frivole Unsolidität der Pariser Eleganz — sondern sie strebt nach der unaufdringlichen aber eindringlichen Wirkung des bewußt Gewählten, Vornehmen, Aristokratisch-Gediegenen. Die Worte „dezent und diskret“, die man

wohl noch am besten mit „unaufdringlich und fein“ wiedergibt, passen dafür. Diese deutsche Modelinie arbeitet mit der Güte der Stoffe, mit zarten Überraschungen von Farbenzusammenstellungen, mit kleinen individualistischen Einfällen in der Ausführung und Anordnung der Verzierungen, mit stark künstlerisch empfundener Formengebung. Sie geht daneben auf geschickte Einteilung aus und versteht Kostümjacketen zu arbeiten, die auch dem ganzen Kleid als Mantel stehen usw. — Ob diese Vorzüge und diese Richtung der deutschen Modelinie aus ursprünglich deutscher Veranlagung oder aus den durch Krieg und Notzeit gegebenen Notwendigkeiten entsprangen, ist hier gleichgültig. Zu hoffen ist jedenfalls, daß einmal neben „Pariser Eleganz“, „Wiener Schick“, „Londoner Solidität“, die „Deutsche Gewähltheit“ eine kennzeichnende Spitzmarke auf dem Weltmarkt der Bekleidung werde. Auch hier scheint sich jener Zug zur „Qualitätsarbeit“ auszubilden, den wir schon bei dem Möbelgewerbe als so äußerlich wie innerlich bedeutsam herausgehoben.

Indessen: wenn die modischen deutschen Kleider durch ihre Stoffwahl und Art der Verarbeitung auch länger haltbar, durch ihre behutsame, weniger aufdringliche Linienführung auch länger tragbar sein sollten als die anderen Spielorten der jeweiligen Weltmode: sie werden doch für sehr weite, geistig hoch- oder sogar „höchststehende“ Bevölkerungskreise zu teuer sein, als daß die Frauen mit ihnen im Umfange ihres Bedarfes rechnen könnten.

Innerhalb einer neuen Lebensform muß es also das Ziel sein, noch neben der jeweils wechselnden internationalen Mode eine vornehme, schöne und zeitlose Tracht für die Frauen zu schaffen, ähnlich wie es bei der Männerkleidung schon der Fall ist. Es gibt ja bereits eine Frauentracht, die von der Mode unberührt ist und Gediegenheit mit anerkannter Vornehmheit verbindet: es ist die sogenannte „Englische Tracht“: das fest und dauerhaft, schmutzlos gearbeitete Schneiderkostüm mit der Hemdbluse, die mit knabenhaft offenem oder hochgeschlossnem Schlipstragen, aus weißer Waschseide, weißen Leinenstoffen oder mattgestreiften, halbhellen, wärmeren Geweben gefertigt, das eigentliche, zeit- und modelose



Kleidungsstück der Frau darstellt. Die entschieden herrenhafte Eleganz dieser Kleidung ist aber bedingt durch dreierlei: die Vorzüglichkeit des Schnittes, des Sitzes, des Stoffes. Darum ist es auch unmöglich, diese Kleidung als billigste Fabrikware anzufertigen, und für „Konfektion“ — so heißt ja wohl das hassenswerte Wort — ist sie kein Gegenstand. Diese englische Tracht, deren einziger Luxus, wie bei der Herrenkleidung, die Reinlichkeit ist, — da Kragen und Stulpen und selbst die halbhellen Flanellblusen häufig gewaschen werden müssen — beginnt ja bereits sich durchzusetzen in den gebildeten und nichtbegüterten Kreisen wie auch bei den vielen berufstätigen Frauen, die nicht Zeit haben, an das Bügeln, Mit-Schleischen-Schmüden und Ausbessern ihrer Kleidung sich hinzugeben. Wenn es aber nun, dank Hemdbluse und Schneiderkostüm, eine, trotz aller Gediegenheit und Zeitlosigkeit, als vornehm anerkannte Frauentracht gibt: gilt sie nicht nur dem Alltag? Ist man nicht doch für den Samstag auf die Mode und ihre Unsolidität oder mindestens Unbeständigkeit verwiesen? — Nicht ganz, scheint mir. Denn es gibt heut schon die Vorboten des modelosen Festkleides dank der Arbeit der Wiener Wertstätten z. B. und manch anderer kunstgewerblicher Stätten: es ist das sogenannte „Künstlerkleid“ oder „Phantasielkleid“, das aus schweren bunten Seiden oder ganz leichten Geweben (in Zukunft auch wohl viel aus Batiststoffen gemacht) an griechische, Empire- oder Biedermeierlinien sich anlehnt und als Hauptzierat mit dem unsterblichen Sichu, der einfarbigem Schärpe und ähnlichem arbeitet. Dieses „entworfene“ Kleid, das erst wieder die schöne, persönliche, poetische Bedeutsamkeit des „Gewandes“ emporhebt, ist heut zumeist das Herrschaftsgebiet häuslichen Geschmacksdilettantismus, oder es ist mit einem „Künstler-“ oder „PhantasiPreis“ zu bezahlen. Hier könnte das deutsche Bekleidungs-gewerbe, ähnlich wie es bei der Möbelindustrie schon an gewissen Stellen einsetzte, sich das ethisch und volkswirtschaftlich bedeutsame Ziel setzen, nach Künstlerentwürfen aus bestem Material Qualitätsarbeit zu liefern, die in großen Handwerkschulen zu verhältnismäßig geringen Preisen hergestellt werden kann.

Das gilt nun noch besonders von den Alltags- und Arbeitskleidern; denn nicht jede kann die nüchterne, herrenhafte, strenge „Englische Tracht“ leiden, nicht jeder kann sie in seinem Beruf brauchen. Damit kommen wir auf etwas anderes noch: es gilt, will man den Frauen Zeit, Kraft, Arbeit ersparen und für ideale, geistige Dinge frei bekommen: es gilt praktische und erfreuliche Typen für die Alltags- und Berufskleidung, kurz, Berufstrachten zu schaffen. Bei den Krankenschwestern und Säuglingspflegerinnen ist eine solche Berufstracht längst zur Selbstverständlichkeit geworden, die den Betreffenden durchaus nichts von ihrer gesellschaftlichen Stellung nimmt. Ebenso sollte man, wie es an schottischen Universitäten z. B. längst eine ästhetisch sehr erfreuliche Sitte ist, für Studentinnen eine bequeme und schöne Berufstracht finden. Schnitt und Formengebung sollten einheitlich sein, wenn auch die Farbe des Stoffes beliebig gewählt werden kann. Wieviel Arbeitszeit würde den studierenden Frauen erspart werden, wieviel Unordnung, Nachlässigkeit, wieviel Blusensünden würden von den Kollegbänken verschwinden! Freilich, die Studentinnen würden sich am schwersten von ihrer „individuellen“ Kleidung trennen, obgleich gerade dieser „Individualismus“ praktisch die traurigsten Früchte zeitigt! Auch für die verschiedenen Arten von Beamtinnen beginnen gewisse Trachten sich einzubürgern, — verlangt werden aber muß eine Berufskleidung vor allem für die Dienstmädchen. Täglich die längst verfloßene und verwaschene Bluseneleganz der Dienstherrin von vor drei Jahren an seinem Hausgeist zu sehen, ist wirklich eine Zumutung für das Auge, das Ordnung und zweckmäßige Gediegenheit in seinem Heime liebt. Hier scheint ein wichtiger, längst nicht genug beachteter Punkt in der so brennend gewordenen Dienstbotenfrage zu liegen: niemand nutzt seine Kleider und Schuhe in fremden Dienst so sehr ab wie gerade die Hausangestellten. Wenn man ihnen eine Diensttracht stellt, so erfüllt man ein soziales und ästhetisches Bedürfnis. Außerhalb des Dienstes mag sich jede kleiden, wie sie will. Mit dem Anspruch auf eine Arbeitskleidung könnten dann an sich berechnigte Lohnsätze niedriger werden. Da aber in Zukunft auch die Dienst-

boten für manch einen Haushalt unerschwinglich sein werden, sollte das deutsche Bekleidungs-gewerbe vor allem auch eine Hausfrauen-tracht erfinden, ein Kleidungsstück, das die „Dame“ sofort in eine zweckmäßig gewandete Hauswirtin wandelt. Das müßte, damit es für ein paar Minuten auch bequem über ein anderes Kleid zu ziehen ist, ein schürzenartiges Kleid sein, aus derbem dunklerem, dabei waschbarem Stoff — etwa wie das blaue und grüne Bauernleinen. Dies Hausfrauenkleid müßte lange Ärmel haben, um langärmelige Blusen darunter zu schützen, müßte aber Stulpen haben, die nach oben umzuknöpfen sind, damit die Hausfrau jeden Augenblick auch mit bloßen Armen im Wasser usw. hantieren kann. Ebenso wäre an diesem Schürzenkleid ein aufliegender Kragen denkbar, der auch, wie bei den heutigen Mänteln, hoch geschlossen werden kann, um etwa Stehtragen des darunter getragenen guten Kleides vor Staub und Flecken zu bewahren, und schließlich könnte dieser Kragen auch abzuknöpfen und als Kopftuch und Haarschutz beim Klopfen, Bürsten usw. umzuknöpfen sein. Erst solch ein Gedankengang z. B. zeigt, wieviel Zeit, Kraft, häßliche Unordnung durch einige Flug bedachte, überall eingebürgerte Kleidungs-typen in der ganzen Welt gespart werden könnten. Um so mehr Zeit und Freiheit bleiben dann für die Festkleidung. Man meine nicht, in unsere „individualistische“ Zeit gehörten keine Trachten mehr; die Kniehose, das offene Hemd und die Bauernjacke oder das „Dirndlkleid“, die heute der Städter und die Städterin jeder Altersstufe in der Sommerfrische tragen: sie beweisen, ebenso wie der gestrickte Sweateranzug für ganz kleine, das waschbare oder wollene Matrosenkleid für Schulkinder, daß bequeme, praktische, ihrem Zweck angepaßte Kleidungs-typen sich überall durchsetzen — wenn sie nur erst gefunden oder erfunden sind. Ja, es läßt sich sogar denken, daß, ähnlich den Möbelgeschäften, die Schlaf-, Herren-, Speise-, Wohnzimmer und Küchen als gesamte Wohnungs-ausstattung gemeinsam verkaufen — es läßt sich denken, daß Bekleidungs-häuser sich darauf verlegen, auch die gesamte Kleidungs-ausstattung einer Frau oder den allgemeinen Grundstock der Kleidung: ein Kostüm mit einer hellen und einer dunklen Bluse,

ein mittelfarbenes, feiertägliches ganzes Kleid, ein helles Festkleid, einen Mantel, gemeinsam als Garnitur für Winter und Sommer, oder für beides zugleich, zum Verkauf bringen — wobei die Farben-zusammenstellungen so gewählt werden können, daß der Mantel auch zum Kostümrock, daß Hut, Handschuhe, Unterrock vom Straßenkleid auch für den Mantel oder das Festkleid passen, was wiederum eine Verminderung der Anschaffungen und gleichzeitig einen gewählteren, besser übereinstimmenderen Eindruck der Gesamt-erscheinung mit sich brächte. Dann werden feiertags nicht das hellgrüne Festkleid und der lila Mantel mit dem braunen Hut eine unbequeme Ehe schließen müssen — sondern das Farbenspiel der Kleidungsstücke wird in jeder Zusammenstellung harmonisch sein können.

Selbstverständlich ist auch, daß in Zukunft das Bekleidungs-gewerbe mehr mit der Hygiene rechnen muß als bisher. Die auch im Winter getragene weiße Batistbluse der vornehmen Frau hat schon manches Nasen-, Hals- und Lungenleiden verschuldet und die dünnen Strümpfe ebenso. Das schöne „warme“ Kleid muß wieder neu gefunden werden.

All diese Beispiele von notwendigen Berufstrachten, von plan-mäßiger Vereinfachung der Kleidung sollen keineswegs den Schluß zulassen, daß wir an eine restlose Typisierung der Frauenkleidung — wie es ja bei der Herrenkleidung längst der Fall ist — glaubten, oder gar: sie wünschten. Wie anfangs schon betont wurde, wird es immer eine internationale Weltmode geben, mit ihren Launen, verwegenen Einfällen, Kechheiten, auffälligen Reizen. Ihr Haupt-nährboden werden stets die Großstädte sein, in denen der wechselnde Puls-schlag der Zeit am stärksten klopft, — die Kleinstadt und das Land, wo die Zeit mehr stillesteht, werden viel eher, unberührt von der Mode, die Formen des zeitlosen Kleides finden und pflegen können. Das schöne und gediegene zeitlose Kleid für die Arbeit wie für den Festtag ist eine praktische, pekuniäre und eine ideelle Aufgabe des künftigen, verarmten und doch geistig edlen Deutsch-land, — es zu erfinden in seinen verschiedenen Ausprägungen ist die Gegenwartsaufgabe von Künstlern, Kunstgewerblern,

Schneiderinnen, Modehäusern und Stofffabriken. Wenn man weniger und besser bedachte Kleider trägt als früher, werden die Stoffe besser, die Zutaten echter sein, — die häßliche, innerlich unmoralische, weil nur auf schnell abgenutzten Schein gerichtete „Imitation“ wird mehr und mehr verschwinden, und wie beim Hausrat wird auch hier „Qualitätsarbeit“ ein neuer Wertmesser werden. „Kleiderkunst“ soll an Stelle von bloßer „Konfektion“ treten. Vielleicht auch, daß der Begriff „Vornehmheit“ den der „Eleganz“ wieder mehr ablösen wird, — denn das Ideal der „Eleganz“, d. h. des Auffallenden, Herausfordernden, Prunkfüchtigen, Verschwenderisch-Reichen, die Eleganz hat es glücklich zuwege gebracht, daß in der Großstadt die wirkliche Dame und die Halbweltlady sich nur noch durch die Schminkstriche und das Benehmen unterscheiden. Die farge, zurückhaltende Vornehmheit in der Kleidung altpreußischer Offiziers- und Adels- und Grundbesitzerfamilien wird als „simpel“ und „provinzlerisch“ gebrandmarkt. — Ja, in bösen Stunden kann einem bei der Betrachtung von allerlei Auswüchsen in Büchern, Kinos, Zeitschriften, öffentlichem Vergnügungswesen der Gedanke beschleichen, daß die Eleganz der Halbweltlerin in Zukunft geradezu das Vorbild und Ideal werden möchte für die vielen. Auch hier bleibt nur die Hoffnung, daß die Abkehr vom Materialismus und die Wiedergeburt im idealistischen Geiste eine Umwertung aller alten Werte schaffen muß.

In einer solchen Zeit wird man nicht so viel und doch wieder mehr Wert auf die Kleidung legen als bisher. Die Rolle, die gerade die Frauenkleidung spielt, ist ewig und unveränderlich, denn Kleidung und Erotik stehen in engem Zusammenhang. Die Weisheit der Bibel sah tief, als sie in der Geschichte von Adam und Eva den Ursprung der menschlichen Kleidung — „und sie machten sich Schurze“ — nicht aus dem Bedürfnis nach Schutz und Wärme erklärte, sondern aus dem plötzlich erwachten Schamgefühl nach dem Sündenfall herleitete.

Die Kleidung des Menschen ist ein kleiner Spiegel seines inneren Wesens. Und wie man Nachlässigkeit oder pedantische Strenge,

einfallreiche Munterkeit oder Nüchternheit ihres Trägers daran ablesen kann, so verrät sich auch sein Grad von Selbsterkenntnis darin (wieviel naive Selbstkenntnis verraten z. B. dicke Frauen, welche kurze, für knabenhaften Wuchs geschnittene Kleider tragen, nur weil sie Mode sind). Kleidung sollte in Zukunft kein materieller Ausdruck nur, kein Besitzanzeiger sein (der sagt: „Seht, soviel kann ich für Spitzen, Rüschen, Bänder, Salten, die täglich gepflegt sein wollen, ausgeben“), sondern ein Ausdruck persönlichen Kulturbewußtseins, in dem Geschmack und Phantasie, Farbensinn und Formenempfinden, Lebensfreudigkeit oder ernste Strenge sich auswirken.

Dann werden auch Dichter und Maler in ihren Werken wieder das Kleid besser und andächtiger feiern, so wie in früheren Zeiten, die wohl keine so ausgeprägte Zivilisation, aber eine höhere Kultur des Kleides hatten als wir heute.

#### 4. Hygiene und Ernährung.

„Sorgt für eure Gesundheit,  
ohne diese kann man nie gut sein.“  
Schiller.

Schon bei unseren Gedankengängen über neue Formen und Geseze der Wohnung wie der Kleidung berührten wir ein Gebiet, das innerhalb einer neuen Lebensform besonderen Raum beansprucht: die Hygiene. Und wenn wir, von der äußeren Umgebung und der äußerlichen Tracht eines Menschen fort, die Betrachtung den Mitteln zu Aufbau und Erhaltung seines Körpers, der Ernährung zuwenden, wird die Hygiene, d. h. die bewußte Gesundheitspflege, im Vordergrund stehen. Die Gesundheit als höchstes Besiß des einzelnen wie als höchstes Volksgut zu bewerten, hat erst der Krieg und seine Notzeit uns gelehrt. Und wenn diese Notzeit allmählich abebbt, werden wir als ihren traurigen Niederschlag einmal schlimme Hypochondrie und selbstsüchtigste Zimperlichkeit, andererseits schrankenlose Lederhaftigkeit und Genußsucht erleben. Beide sind schon in weitwuchernden Anfängen vorhanden.

Dem Menschen der neuen Lebensform kann Hygiene nicht nur Reinlichkeit, Lysoform und Wasseranlagen, kann Gesundheit nicht nur das „Nichtkrankwerden“ bedeuten, sondern er begreift Gesundheit als Naturnähe, Gesundheitspflege als Erfüllung der Naturgesetze, und tiefes Lebensgefühl, Lebensfreudigkeit sind ihm nur der geistige Ausdruck dessen, was, auf das Körperliche bezogen, Gesundheit heißt. Das Gesunde ist immer das Natürliche, — Ungesundheit ist die Roche der unterdrückten, geschändeten Natur. Und wenn die Ärzte die Kriegstruppen der Gesundheit — nämlich die Bekämpfer der Krankheiten sind, so ist die eigentliche Hüterin

und Verwalterin der Volksgesundheit eben wieder die Frau — die Frau, die für die Trockenheit, Wärme, Reinlichkeit der Wohnung, für die Sauberkeit der Kleidung und den Wechsel leichter und warmer Gewebe verantwortlich ist, die Frau, die den Kochlöffel und damit abermals das Gesundheitszepter führt. Die Rolle der Hausfrau in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutsamkeit hat die Blockadezeit uns kennen gelehrt — auf die hygienische medizinische Rolle hat noch keiner recht achten wollen. Hausfrauentum und ärztliche Wissenschaft haben als Kollegen, als die Anwälte der Volksgesundheit noch keine Bekanntschaft miteinander geschlossen. Der Grund liegt wohl darin, daß die Medizin sich bisher fast ausschließlich mit dem kranken Körper und seinen Gesezen beschäftigt hat, daß sie aber für das Studium und die Geseze des gesunden Körpers noch keine Mühe fand. Denn sonst müßte es doch beschämend sein, daß trotz aller abgefeimtesten Weisheit und Erfahrung der Medizin so zahllose Kurzsichtige umherlaufen, daß schon die Sechzehnjährigen regelmäßig zum Zahnarzt müssen und die Erwachsenen größtenteils mit schlechten oder plombierten Zähnen, die Männer mit Glazen herumlaufen. Die Meinung, die Menschheit sei nun einmal so „degeneriert“, ist zum mindesten eine Ausrede. Man braucht nur in einen anderen Landstrich zu gehen, wo die Leute anderes Wasser trinken und anderes Brot essen, um prachtvolle Zähne und dichtes Männerhaar zu sehen. Der menschliche Körper, der in zwei Jahrtausenden sich nicht verändert hat, wird nicht binnen kurzem ein so grundwichtiges Organ wie die Zähne „degenerieren“ lassen, und ebenso bleibt es erstaunlich, daß nicht zuerst der Haarwuchs des Bartes und dann der des Kopfes verkümmern sollte. Die zu starke „geistige Arbeit“ des modernen Menschen dürfte auch kein Entschuldigungsgrund für die Glaze sein, denn die Tolle des Dichters und des Gelehrten — die doch zweifellos mit dem Kopfe arbeiten — ist noch keineswegs ausgestorben. Es bleibt dabei: die Pflege der Gesundheit und damit auch der körperlichen Schönheit und Untadeligkeit ist als kulturelle Aufgabe der Frau noch längst nicht erkannt worden. Zur Erkenntnis und Erfüllung dieser Aufgabe fehlt der Frau im wesent-

lichen die ärztliche, das heißt wissenschaftliche Führerschaft. Es gibt eine Gruppe von Ärzten, die nicht bloße Krankheitsforscher sondern Gesundheitslehrer sein wollen. Da aber diese „Naturheilkunde“ bisher so vielfach von Quacksalbern mißbraucht wurde, sind das Wort und die Vorkämpfer seiner Bedeutung verfeimt und fast lächerlich gemacht von der Junft, und nur wenigen, wie Lahmann, gelang es bisher, sich auf der ganzen Linie durchzusetzen.

Bei Ärzten, die Gesundheitsforscher sind, muß die Hausfrau in die Lehre gehen, wenn sie ihre Speisenzettel entwirft, und z. B. des Morgens statt Bohnenkaffee mit ein wenig Milch ihren Angehörigen lieber Hafergrütze oder eine andere nährnde Mehlsuppe vorsetzt, wenn sie den Kindern statt der zähnetönden weißen, weichen Semmel das kräftige Vollkorn- und Schrotbrot gibt, dem die Landbevölkerung ihre prächtigen Zähne verdankt. Die ganze Art der Ernährung wird sich, sobald wieder einmal sämtliche Lebensmittel billig zu haben sind, ändern. Es fragt sich nur, ob man doppelt in alte Fehler verfallen wird und nach der Entbehrung z. B. erst recht im Fleischgenusse schwelgen wird, vom täglichen Alkohol ganz zu schweigen, oder ob man — und das ist es, was zu einer neuen Lebensform gehört — in Ehrfurcht vor der Grundlage aller Lebensfähigkeit: der Gesundheit, nach neuen Gesichtspunkten seinen Tisch bestellt; vor allem mit der Milch in ihren unzähligen Gestalten von Käse und Schlagahne, Butter, Quark und Sauermilch usw., allen Getreidearten, Mehlen und Mehlerzeugnissen, allen Gemüsearten und dem freundlichsten Kind der Erde, dem Obst; ob man mit den Eiern, Fischen, Nüssen und den unerschöpflichen Zusammenstellungen aller dieser Lebensmittel seine Angehörigen ernährt und dem Fleisch nur täglich einmal (und nicht, wie vor dem Kriege regelmäßig und täglich dreimal, beim zweiten Frühstück, der Mittags- und der Abendmahlzeit) sein Recht gewährt und es an einem Wochentag zugunsten des Fisches überhaupt ausschließt. Je nach Klima, Beruf, Altersstufe sollte die Ernährungsweise des einzelnen wie der Familie sich richten, — niemals aber sollte der Geldbeutel auf dem Tische

sichtbar sein, d. h. weder sollte die Armut sich in zu dürftiger, falsch zusammengesetzter, noch der Reichtum in zu schwerer, üppiger, gleichfalls falsch zusammengesetzter Nahrung verraten. Bisher haben große Volkstriebe zu schlecht und andere „zu gut“, die einen aber wie die anderen falsch gelebt. Tuberkulose und Säuglingssterblichkeit einerseits, andererseits die zahllosen Krankheiten der Reichen, die in eleganten „Bädern“ kuriert werden müssen, die Migräne, fast eine Art Standeskrankheit höherer Töchter, und die zahllosen, bei arm und reich vertretenen dauernden, kleinen Gesundheitsstörungen, die man als „Leiden“ bezeichnet: sie alle sind zu bekämpfen und zu beseitigen durch eine neue Lebensform auch in der Ernährung. „Einfach zu essen“ und möglichst gesunde, fürperlich untadelige Angehörige zu haben, soll ein Ehrgeiz und Ruhmestitel sein, — aber das „Gut-Essen“, das heißt: gut, schwer, fett, luxuriös und unbekömmlich essen, galt ja bisher als Zeichen von „feinen Leuten“ und von Reichtum. Die Ernährung gerade ist der Punkt, wo der fürchterlichste Materialismus seine Orgien feiert, und die Zahl derer, deren Gott der Bauch ist, kommt denen, die um das Goldene Kalb tanzen, mindestens gleich. Es scheint überhaupt, als ob die Reichgewordenen von gestern, die Emporkömmlinge, die Kriegsgewinnler usw. vor allem durch täppische Nachahmung gerade aller materialistischen Sünden und Unsitten der „feinen Leute“ vor dem Kriege, ihren neuen Rang zu befestigen suchen. Und weil „feine Leute“ früher, wenn sie abends mit schöngekleideten Frauen ausgingen und fröhlich sein wollten, Sekt tranken, sieht man jetzt an nüchternem Vormittag im Speisewagen den einsamen Herrn Schieber oder ein paar gelangweilter, geschäftlich reisender Kollegen gleichfalls französischen Sekt trinken.

Eine neue Lebensform soll nicht, in einem falschen, düsteren Puritanertum, das Essen als niederes Bedürfnis verächtlich nebenbei behandeln, aber sie will darin nicht den täglichen Gottesdienst des Materialismus erblicken müssen. Sie will es zu einer heiteren, freundlichen, geselligen Angelegenheit gemacht sehen, und der Ehrtisch soll nicht bloß Futtertrippe, sondern der Mittelpunkt sein,

der täglich ein paarmal die Familie zu Unterhaltung, Plauderstunde und Aussprache vereinigt. Es ist zu hoffen, daß der Achtstundentag und die durchgehende allgemeine Regelung der Arbeitszeit aller Stände und Berufe die gemeinsame Familienmahlzeit sowie eine vernünftiger, hygienischere allgemeine Tageseinteilung überhaupt mit sich bringen, damit Mahlzeit-, Erholungs-, Arbeits-, Geselligkeits- und Schlafensstunden besser, gleichmäßiger, allgemeiner sich verteilen. Dann wird nicht die Besuchszeit des einen gerade die Essens- oder Arbeitszeit des anderen sein usw.

Die Mahlzeitsstunde sollte in Zukunft auch irgendeinen geistigen Wert enthalten, indem sie sowohl das Auge erfreut und erfrischt, wie den Geist entspannt und erholt. Dazu gehört, daß Zimmer, Tisch und Geräte reinlich, ordentlich und schön, daß die Speisen „appetitlich“ angerichtet sind, kurz: der „schöngedeckte Tisch“; dazu gehört, daß man nicht mit liederlichen Haaren oder schmutzigen Händen zu Tische geht oder mit verdrossenem Gesicht und zänkischer Stimmung. Es gehört mit zur Hausfrauenspflicht, eine freundliche, heitere Gesprächsstimmung zu schaffen und die Unterhaltung an Streit und Zanf klug vorbeizuschiffen. Eine Höflichkeit gegen andere, genau so wie die, nicht den Teller abzulecken. Das fürchterlich besleckte Tischtuch, an dem man, die Serviette um den Hals geknotet, in Schweinebraten und Bratkartoffeln einhaut, Arbeitsstaub an den Händen und der Seele, hat keine Kultur gegen die nur mit reinem Wachstuch, mit Blumenstrauß und gutem Gerät gedeckte Tafel, in der hellen Eckküche, um den „zu Tisch zurechtgemachte“ Erwachsene und Kinder sich zu einer freundlichen, geselligen halben Stunde zusammenfinden.

„Einfaches Essen und gute Unterhaltung“ sollten für die Hausfrau als Familienmutter wie als Gastgeberin das Stichwort sein gegenüber dem meist üblichen „guten Essen und einfacher (fast möchte man sagen: simpler) Unterhaltung“. Über das gesellige Mahl, das Gastmahl werden wir innerhalb des Kapitels von der Geselligkeit noch ausführlicher zu reden haben.

Die anderen Forderungen der Gesundheitspflege, wie die Reinlichkeit der Wohn- und Baderäume, der Kleidung, der Zubereitung der Nahrung, die Reinhaltung des Körpers usw., gehören schon so zu den Selbstverständlichkeiten der Zivilisation, zu den notwendigen Lebensbedingungen, daß sie mit der Lebensform, die doch etwas bewußt und freiwillig Gewähltes, ein Stück Kultur ist, nichts mehr zu tun haben, und wir uns mit ihnen nicht mehr abzugeben brauchen.

## 5. Bildung.

Fertigkeiten sind nur notwendige Zugaben der Bildung, Werkzeuge der Freiheit. Nur Entwicklung der reinen Menschheit ist wahre Bildung.

Die Religion ist nicht bloß ein Teil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Zentrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche . . . Laßt die Religion frei und es wird eine neue Menschheit beginnen. Friedrich Schlegel.

Eine Erneuerung der Lebensform ist, wie wir sahen, nicht möglich ohne eine Umwandlung des Geistesrichtung; diese neue Geistesrichtung aber muß und wird den großen Kulturfaktor, den wir „Bildung“ nennen, ganz neu erfassen und bewerten. Über Bildung wird unendlich viel geschrieben und gesprochen. Daß Bildung zum wertvollsten Besitz des Menschen gehört, wird anerkannt; daß sie nur Standesvorrecht war, wird bekämpft, und unter dem Schlagwort „Freie Bahn jedem Tüchtigen“ versteht man allorts zunächst: „Freie Bildungsmöglichkeit jedem, der sie sucht.“ Was aber Bildung eigentlich ist, begreifen und erkennen die wenigsten.

Bildung ist zunächst nicht bloßes Wissen. Selbst die Wohlbeschlagenheit des Konversationslexikons macht nicht einen Menschen „gebildet“, sondern höchstens zum Vielwässer, — und auch die Tiefgründigkeit der Kenntnisse in einem besonderen Fach macht den Menschen nicht gebildet, sondern „gelehrt“, und wenn er die ganze Welt gesehen hat: er ist damit nicht gebildet, sondern höchstens „erfahren“ oder „bewandert“. — Nein: Wissen, Kenntnisse, Erfahrungen sind nur Rohstoffe; denn Bildung besteht nicht aus Kenntnissen, sondern aus Erkenntnissen, aus dem Sinn für Zusammenhänge. Bildung ist persönlich verarbeitetes, amalgamiertes Wissen. Bildung, im tiefsten und edelsten Sinne des Wortes, bedeutet nichts mehr und nichts weniger als den geistigen Gesamt-

besitz, als das persönliche, selbstgeschaffene Weltbild und den Kulturgrad jedes einzelnen. Wenn wir unter Bildung das „geistige“ Weltbild jedes einzelnen verstehen, so scheint sich irgendein ethischer Beigeschmack in diesen Begriff zu mischen, und den Zusammenhang zwischen Bildungsgrad und Handlungsweise eines Menschen deutet ja der Sprachgebrauch an, der unter dem Wort „ein sehr gebildeter Mensch“ auch unwillkürlich einen irgendwie gerechtdenkenden und gütigen, unter dem „recht ungebildeten“ Menschen fast immer auch den rohen, irgendwie gewalttätigen Menschen versteht. Die Rückwirkung der Bildung auf die Ethik werden wir später noch kennenlernen.

Der Bildungshunger ist — eines der wenigen trostreichen Zeichen in diesen dunklen Zeiten, die einen in allem Glauben an Volk und Menschheit irremachen können — der Bildungshunger ist allenthalben so groß wie noch nie zuvor, wobei wir ihn aber nicht mit dem Wissensdurst verwechseln wollen. Die Bildung der Menschen zeitigt erst die große, einheitliche, allgemeine Weltanschauung, Weltanschauung, oder wie man sonst es nennen mag. Wir sahen schon in unseren allerersten Gedankengängen, wie stark jetzt überall das Verlangen nach einer wirklichen „Weltanschauung“ erwachsen ist. Früheren Zeiten war eine solche Weltanschauung von vornherein gegeben durch ihren religiösen Glauben — wie z. B. dem gesamten Mittelalter, — oder durch ihre philosophische Überzeugung, wie z. B. dem aufgeklärten, deistischen achtzehnten Jahrhundert. Wer aber besitzt heute noch eine solche Weltanschauung oder, wenn wir den mehr wissenschaftlichen Namen dafür setzen wollen, eine Philosophie, d. h. eine Gesamterkenntnis, eine allgemeine Erkenntnis der Welt? — Aus ein paar flüchtigen Erinnerungen an Religionsstunde und Konfirmationsunterricht, aus den halbbegriffenen Gedanken, die man einmal in Vorträgen entwickelt gehört, in Zeitschriften gelesen hat, und aus ein paar Zitaten von Nietzsche, Schopenhauer oder Oskar Wilde braut sich heute jeder seine sogenannte (meist nicht einmal „so“ genannte) Weltanschauung zurecht, und der ernster Denkende, wenn er sich nicht gar in den Spiritismus flüchtet, schwört auf den so modernen „Monismus“,

auf ein pseudophilosophisches Buch oder den alten Denker, den er einmal in seiner Jugend gelesen hat, oder den Professor, den er während seiner ersten Studiensemester einmal gehört hat. Die wenigsten nehmen sich Zeit oder haben die Fähigkeit, einmal über den Begriff der menschlichen Seele, Gottes, den Zweck des Erdendaseins oder den Sinn des Weltgeschehens nachzudenken. Kein Wunder, daß unter einer solchen „Weltanschauung“, — die ja im Grunde keine war und nicht einmal diesen Namen verdiente — nur eine so zerfahrene, haltlose, allem äußeren Besitz nachjagende, im Unglück richtungslose Menschheit erwachsen konnte, wie Krieg und Revolutionszeit sie uns kennen gelehrt haben.

Es ist nun kein Zweifel, daß in der kommenden Zeit, mit ihrem Drängen nach Weltglauben und Welterkenntnis, die Religion und ihre Vertreterin, die Kirche, zu neuen, großen Aufgaben berufen sind. Wer Religiosität hat, der braucht nicht in Zweifel und Zwispalte zu geraten über die maßgebenden Richtungen seiner Handlungen gegen andere, über das Ziel seines Lebens und dessen wirkliche, letzte Worte, über Gott und Unsterblichkeit, sondern er findet in seinem Glauben Erklärung, ja Erleuchtung, Erkenntnis und tiefes Genügen, findet die Erfüllung. Religion ist dem Gläubigen nicht nur theoretische Welterkenntnis — Glauben an Sinn und Zweck der Welt, an den Zusammenhang der Dinge usw., sondern auch praktische Welterkenntnis — d. h. Ethik, das Gesetz, das die Handlungen der Menschen untereinander bestimmen soll. Die Frage ist nun, ob die Kirche, besonders die evangelische, die ja zweifellos, wie mancherlei Anzeichen verraten, ihre große, neue, gewaltige Aufgabe erkannt hat, auch die Mittel finden oder die Mittel benutzen wird, diese Aufgabe wirklich und im tiefsten Sinne zu erfüllen. Es geht nicht an, daß die Kirche verstaubt, verknöchert, vernüchert und dünnlichhaft, wie sie vielfach ist, sich hinstellt und spricht: „Ich bin da, — sie sollen nur zu mir kommen, die verlorenen Schafe.“ — Nein, die Religion muß neu geboren werden, und die Kirche muß neu geboren werden, und Pflicht der Kirche wird es sein, selber die verlorenen Schafe zu suchen, d. h. selber auszusuchen und mit allen Mitteln — und seien es auch

Vorträge an weltlichen Stätten über ethische Probleme, über Willensfreiheit, Unsterblichkeit, Jenseits und die Menschenseele 3. B. — mit allen Mitteln zu kämpfen und zu werben für eines der edelsten Menschengüter: Religiosität, — für eine der edelsten Menschheitsmächte: das wahrhaftige Christentum. Die Religion muß genügend bedeutende, geschulte und begeisterte Köpfe besitzen, um wieder „die Gebildeten unter ihren Verächtern“ für sich gewinnen zu können; denn, sagen wir es offen, die Kirche, wie sie jetzt — meistens — ist, läuft immer mehr Gefahr, nur die Autorität für die „geistig Armen“, die Kinder und die Primitiven zu werden. Den Gebildeten sind vielfach ihr Inhalt, ihre Themen, ihr Horizont zu eng und zu freiwillig beschränkt, zu eigensinnig lebensfern, ist ihre Form, ihre Sprache zu abgenutzt, zu farblos geworden, und so hat manch einer, der, nach Andacht verlangend, am Sonntag zur Kirche geht und die Predigt über ein Gleichnis hört, nur das Gefühl, Gemeinplätze würden im Phrasengewand vorgetragen. Und was hilft das tiefste Gefühl, die edelste Begeisterung des Pastors, wenn er sie nur in allzu bekannte, längst abgegriffene, durch Abgenutztheit jedes Stimmungs- und Gefühlswertes bare Worte und Gleichnisse kleidet? Nur sehr empfindungstiefen Gemütern — oder eben solchen, die nicht viel mit Worten und Schriften zu tun haben — gelingt es, aus den abgebrauchten, wesenlosen Worten starkes, immer neu emporquellendes Gefühl herauszuhören oder — in sie hineinzuhören. Die Religion muß wieder eine größere Rolle im Leben des einzelnen spielen — der gebildeten wie der werttätigen Schichten. Die Verbindung zwischen Christentum und Sozialismus liegt ja so nahe, und Stöcker schon wollte diese bedeutungsvolle Verbindung einst vollziehen. Die Kirche wird wieder eine größere Rolle im geistigen Leben der Nation spielen — in das sie doch in erster Linie hineingehört, — sobald sie es selber nur will. Vor allem muß sie ihre Sprache, dies kümmerliche, dürftige, veraltete Gewächs, auf neuen Nährboden pflanzen und mit neuen Säften und Kräften durchdringen; es gibt doch hervorragende, nicht nur mit der Kraft des Herzens, sondern auch mit dem Geschenk des Wortes begnadete Männer in der Kirche genug. Darunter,



daß die Kirche „sich wieder in das geistige Leben der Nation stellt“, verstehen wir nicht etwa, daß sie ein verwässertes, intellektualisiertes, halbmonistisches Christentum predigen soll; sondern im Gegenteil: je reiner und strenger, je gefühlsstärker, je redygläubiger (orthodoxer) die neu erwachende Religion ist, desto mehr werden sich zu ihr flüchten und bekennen, die sonst der deutschen Mystik, der alten Weisheit Asiens, oder gar dem Okkultismus und Spiritismus sich in die Arme werfen. Wir wollen die Augen darüber offen halten, wie groß diese Neigung in weiten, gerade in gebildeten Volkskreisen ist, — und andererseits wollen wir uns erinnern, wie schon einmal nach den schwersten Elendszeiten, nach dem Dreißigjährigen Kriege, eine tiefreligiöse Bewegung, der Pietismus, emporwuchs und halt, Leitstern und Wegweiser in aller Mühsal des Lebens wurde. In der heutigen Zeit, wo die Kirche frei wird von der Fesselung und Bevormundung des Staates, wird, das ist ihre eigene Überzeugung, ihre Macht sich erst voll entfalten und auswirken können und all denen, die nach einem geistigen Lebenshalt und -gehalt suchen, geben können, wonach sie verlangen. Es ist möglich, daß dadurch Spaltungen entstehen, daß das Sekten- und Freimaurerwesen sich immer mehr verbreiten, und wenn das praktisch-pekuniär der Kirche — und auch das nur, wenn sie in ihrer Organisation die alte bliebe — abträglich wäre, so wäre es doch zum Vorteil der Religiosität und des Christentums. Das so materialistische Amerika hat, dank des Sektenwesens, eine viel stärkere Religiosität, als bei uns das starre System der einheitlichen Kirche ermöglichte.

Der Philosoph Schopenhauer hat das Wort gesprochen: „Was für eine Philosophie man wählt, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist.“ Ein Wort der schönen, alten Zeit, in der man einfach als selbstverständlich voraussetzte, daß jeder Mensch eine Philosophie hätte, das heißt: sich Gedanken über das Allgemeine in der Welt manchmal hingäbe. Wenn nun, wie wir sahen, das Verlangen nach einem solchen Weltglauben wieder in aller materialistischen Not sich emporgedrängt hat, so wird manch einer eine besondere Philosophie und eben doch nicht jeder die Religion wählen. Denn

was ist Religion, was sind Christentum, Buddhismus, Islam anderes als Formen der Welterkenntnis, das heißt: als eine besondere Art der Philosophie, — Philosophie zusammen mit Ethik und der Metaphysik, der Lehre von Dingen, die außerhalb, nämlich vor und hinter dieser irdischen, uns allein erkennbaren Welt liegen?

Manch ein mehr wissenschaftlich, kritisch, nachdenklich als empfindungsstark, gläubig veranlagter Mensch wird eine wissenschaftliche Welterkenntnis, eine Philosophie suchen. Man sieht schon heute, welche große Scharen, unbefriedigt von dem naturwissenschaftlichen, historischen, erkenntnistheoretischen Einzelbetrieb und Kleinbetrieb der heutigen Philosophie, zurückgestoßen von ihrer in jeder Universitätsstadt fast verschiedenen Magiersprache, man sieht schon heute, welche große Scharen geistig Suchender zu der alten Weisheit Asiens, zu Lao-Tse und Kong-fu-tse, zur Weisheit Indiens flüchten oder unbedingt auf Plato, Aristoteles, die Mystik, oder Spinoza, Descartes, Kant ihre philosophische Überzeugung gründen. In den letzten Jahren sind die idealistischen Philosophen, Schopenhauer und vor allen Hegel, die so lange in der naturwissenschaftlichen Ära Verachteten, zu neuer Lebendigkeit erwacht, während für die Jungen immer wieder Niecksche und besonders Schopenhauer mit seinem scheinbar so kristallklaren, einheitlichen Gedankengebäude die philosophische Zuflucht und Rettung bedeuten. Seit Schopenhauer hat es keinen so gewaltigen, übertragenden Denker gegeben, der ein einheitliches, in sich vollendetes, abgeschlossenes Gebäude der Welterkenntnis auführte, von dem aus der Blick frei lag über alle Gelände der Probleme. Eine Philosophie muß sein wie der Diamant: so klar und durchsichtig von allen Seiten, so fähig, jeden Lichtstrahl zu brechen und in seine sonst unsichtbaren Bestandteile zu zerlegen, und endlich so hart, daß sie, wie der Diamant, als einziger alle anderen Stoffe = Systeme ritzen = zerlegen kann.

Es hat nun, mitten in den materialistischen, letzten Jahrzehnten, dennoch eine, wie wir betonen wollen, idealistische Philosophie, die wie der Diamant ist, es hat ein neues, gewaltiges Gebäude all-

gemeinster Welterkenntnis im Verborgenen erwachsen können: es ist die philosophische Lehre des deutschen Denkers Johannes Rehmke. Sein Hauptwerk, „Die Philosophie als Grundwissenschaft“, wird dem, der sie einmal durcharbeitete, gleichsam zum magnetischen Nordpol, der seinem Geisteschifflein in allen Stürmen der Gedanken, Probleme, Zweifel ruhigen Halt und sichere Fahrte gibt. Das Buch ist nicht leicht zu lesen, aber voll kristallener Klarheit und Durchsichtigkeit auf jeder Seite, und gebraucht — ein Beweis für seine Neuartigkeit und Einzigkeit — nur deutsche Ausdrücke, sodaß auch der philosophisch nicht Vorgebildete es innerlich sich zu eigen machen kann. Es ist wichtig zu wissen, daß für unsere wieder auf eine geistige Welterkenntnis gerichtete und um sie ringende Gegenwart und Zukunft die idealistische, einzige Philosophie schon erwachsen ist. Aus einzelnen ihrer Gebiete sind Einzelschriften erschienen; ich nenne Johannes Rehmkes kleine Bücher über „Die Willensfreiheit“, „Die Seele des Menschen“, „Das Bewußtsein“.

Wenn in einer neuen, endlich wieder idealistisch gerichteten Zeit nicht mehr, wie heute, die Wirtschaftslehrer, Marx, Engels, Bebel oder Tolstoi, an Stelle der Philosophen stehen und die Richtungsgeber der Weltanschauung sind: erst dann wird die neue idealistische Philosophie Deutschlands ihre gewaltige Tragfähigkeit erweisen.

Das, was man „Weltanschauung“ nennt, entspringe sie nun einer Religion oder einer Philosophie, ist gleichzeitig der Anfang und das Ende, ist der anfangs dunkel empfundene, unbewußte Untergrund und ist zuletzt, klar und hell, bewußt erkannt, die Krone aller persönlichen Bildung. Wir wollen das Wort „Abschluß“ vermeiden: die Bildung eines Menschen kann wohl jahrelang schon in sich geschlossen, aber nicht abgeschlossen sein. Es gibt keinen Abschluß, wohl aber früh eine Geschlossenheit der Bildung.

Dieses einzige unverlierbare und unzerstörbare, persönlichste Eigentum des Menschen umfaßt aber innerhalb des allgemeinen Rahmens, des Weltglaubens (Religion) oder der Welterkenntnis (Philosophie) noch eine Säule von großen Einzelgebieten, denen wir uns nun zuwenden müssen.

Rechnen, Lesen, Schreiben, wissen, wer Cäsar war, und was Afrika ist, gehört für uns nicht schon zur Bildung, sondern zu den einfachsten praktischen Lebensbedingungen, zu den bloßen Voraussetzungen der Bildung. Diese Bedingungen und Voraussetzungen, sowohl für das praktische Leben wie für die geistige Weiterbildung, den jungen Menschen beizubringen, ist die Aufgabe der Schule. In diesen beiden Punkten aber müssen, aus Gründen der Gerechtigkeit und Billigkeit, alle Angehörigen eines Volkes gleichgestellt sein, und so ergibt sich schon die Forderung der Einheitsschule, wenigstens in ihrem gesamten Unterbau. Wie weit die heutige Schule über den einen Teil ihrer Aufgabe, die geistige Erweckung hinausgeht (indem sie durch das Studium altgriechischer Klassiker und der Differentialrechnung z. B. schon junge Spezialgelehrte heranzubilden beginnt) und dabei den anderen, das Rüstzeug für das praktische Leben, vernachlässigt (z. B. den Unterricht in Staatsbürgerkunde, Körperpflege, Hygiene usw.), ist ja heute der Gegenstand lebhaften öffentlichen Tageskampfes, und wir brauchen uns hier nicht damit abzugeben.

Seit steht jedenfalls, daß Bildung nicht mit der Schule aufhört, sondern, im Gegenteil, erst nach ihr beginnt. Das haben vor allen Dingen die Frauen, gerade „hochstehender“ Kreise gänzlich vergessen, — im Gegensatz zu ihren Schwestern z. B. aus der zweiten Hälfte des achtzehnten und dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Die heutigen Frauen — und auch Männer! — überlassen sich meist der zufälligen Weiterbildung — durch Lektüre, Gespräche, gelegentliche Vorträge, Reiseindrücke usw., von der wir ebensowenig sprechen können und wollen, wie von der zufälligen Weiterbildung durch den Beruf, da wir diesen Dingen noch ein besonderes Kapitel widmen müssen.

Es handelt sich hier um die bewußte und planmäßige Weiterbildung jedes Einzelnen. Diese Bildung gilt, entsprechend den beiden Ansätzen, die schon die Schule zeigt, zwei Gebieten: einem unpersönlichen, praktisch-sachlichen, mit dem Verstand begriffenen, und einen ganz persönlichen, durch das Gefühl erfaßten. Innerhalb des einen, objektiven Bildungsgebietes, das man durch Kennt-

nisse und Erkenntnisse sich erobert, fühlt der Mensch sich als eingereihtes Glied einer großen Gemeinschaft; innerhalb des anderen, subjektiven, das er durch Erlebnisse sich erschließt, empfindet er sich als Individuum, als einzige und einzelne Persönlichkeit. Wir könnten hier auch von weltbürgerlicher und künstlerischer oder von zivilisatorischer und kultureller Bildung reden.

Dem gebildeten, ernst denkenden Menschen muß es darum zu tun sein, den großen Zusammenhang des Weltgefüges und der Menschheit um sich her zu begreifen. Es muß ihm daran liegen, nicht nur befugt, sondern auch befähigt zu sein (befugt z. B. durch das gleiche Wahlrecht, befähigt durch seine eigene Bildung) als denkendes, selbständiges Mitglied einer großen Volksgemeinschaft die inneren und äußeren Geschehnisse der Menschheit lenken zu helfen. Es ergeben sich als Gegenstände dieser objektiven Bildung vier besondere große Gebiete: einmal die Staatsbürgerkunde, die über die Verfassung, das Finanz- und Wirtschaftsleben, die soziale Schichtung des eigenen Staates unterrichtet; daneben zweitens die Auslandskunde, die über das Ausland in seiner geistigen, wirtschaftlichen, geistigen Anlage, über seine Vergangenheit, die Rassen und Eigenheiten der Völker und ihrer Kultur ein Bild entrollt, — als drittes tritt hinzu das Verständnis für die Wirtschaft in der Welt, das Wissen von der Erzeugung und der Herkunft, dem Austausch der Güter, ihre Verteilung unter die Völker der Erde. Diese Weltwirtschaftskunde, die die sogenannte „Wirtschaftsgeographie“ umschließt, umfaßt natürlich auch das Wissen von denen, die diese Güter gewinnen, erzeugen, verarbeiten und verbrauchen, kurz, das Wissen um die soziale Gliederung der menschlichen Gesellschaft und ihre Probleme. Das vierte Gebiet ist dann, da das Verständnis des Werdenen aufs engste zusammenhängt mit der Erkenntnis des Gewordenen, die Geschichte, die aber nicht, wie bisher, nur Kriegs- und Staatengeschichte, sondern weit mehr Kultur- und Geistesgeschichte sein muß, die so unendlich viel interessanter, fesselnder und anregender ist. Wir müssen recht eigentlich Geschichte begreifen lernen als den Stoff, aus dem das Lebendige geformt ist. Wir alle werden, wenn wir diese vier Gebiete der

Bildung mehr und mehr zum eigenen Geistesbesitz machen, nicht nur bessere Staatsbürger und Weltbürger, sondern einfach auch bessere Menschen sein, und manche Puscherei („Dilettantismus“) und manches blinde Drauflosgehen politischer Beschränktheit würde aufhören. Gerade der Krieg, die Entbehrungszeit der Blockade, die Revolution, die Streiks usw. haben uns ja die Augen geöffnet über das Getriebe der Volks- und Weltwirtschaft, über das Ausland; erst die Notzeit hat uns das staatsbürgerliche Empfinden beigebracht, die Wichtigkeit der sozialen Schichten erkennen lassen, und der Friedensschluß mit seiner ungeheuerlichen Neuordnung der Weltgeschichte hat die ganze Vergangenheit, die längst vergessene „Geschichte“, die wir auf der Schule lernten, wieder hervorgerissen. Wir haben gelernt, wie verderblich das gleichgültige, tatenlose Nichtwissen oder Nichtwissen-Wollen, wie gefährlich das plumpe, draufgängerische, vorurteilvolle Nachreden der ausgegebenen Phrasen anderer ist. Urteilslosigkeit und Vorurteil — beide gleich gefahrbringend — beide unmöglich für den wirklich gebildeten Menschen, denn Bildung ist eben Vorurteilslosigkeit und Urteilskraft zugleich.

Als denkendes, selbständiges Mitglied der menschlichen Gemeinschaft, als Staats- wie als Weltbürger, wird der Mensch der neuen Lebensform trachten, in Staatsbürgerkunde und Auslandskunde, in der Weltwirtschaftskunde sich weiterzubilden, ausgehend von den Anfängen und Rohstoffen, die die Schule ihm einst vermittelte, — er wird trachten, sei es aus eigener Denkkraft, sei es den Gedankengängen bedeutender Geister folgend, sich hierin ein eigenes, geschlossenes Weltbild zu schaffen. — Das ist, wie wir hervorheben wollen, keine mühevollen Gelehrtenarbeit vieler Jahre. Denn Bildung, das muß immer wieder gesagt werden, besteht ja nicht in einer Unsumme von Einzelkenntnissen, sondern einzig und allein in der allgemeinen Erkenntnis und in dem allgemeinen Verständnis, in dem Wissen um die großen Zusammenhänge. Es ist nun natürlich sehr wohl möglich, daß dieser oder jener in einem der vier eben genannten Gebiete allgemeiner, objektiver Bildung noch weiterforscht und sich unterrichtet, daß er, in Fragen der sozialen Verhältnisse seines

Volk es oder in Perioden mittelalterlicher Geschichte z. B., sich mit wissenschaftlichem Eifer und dem Interesse eines Sachgelehrten vertieft und in seinen Einzelforschungen und Einzelerkenntnissen sich zum Spezialisten herausbildet. Eine solche Beschlagenheit, die nicht beruflich bedingt ist, gehört schon nicht mehr und nicht bloß zur reinen Bildung, sondern schon zum „geistigen Vergnügen“, zur geistigen Erholung eines Menschen — ebenso wie es anderen die schönste geistige Erquickung bedeutet, sich in seinen Freistunden mit den Problemen der Handschriftkunde der Technik, der Anthropologie oder der Tulpenzucht oder der russischen Sprachkunde zu beschäftigen. Eine scharfe Grenze, wo die allgemeine, wahrhaftige Bildung aufhört und das Spezialwissen, die geistige Liebhaberei, anfängt, ist natürlich nicht zu ziehen. — Dennoch hat, wie wir immer wieder betonen müssen, Bildung durchaus nichts zu tun mit der allgemeinen Oberflächlichkeit, die von allem und jedem etwas läuten gehört hat und mit ein paar Schlagworten obenhin mitzureden weiß. Dies leider so verbreitete Talmi des Geistes ist nicht nur Gegensatz, sondern Feind jeder wirklichen Bildung, die ja, wie schon das Wort „bilden“ besagt, immer etwas Neues, Selbstgeschaffenes ist, immer eigene, selbstverarbeitete Erkenntnis — nicht flüchtige Kenntnisnahme — und eigenes Urteilsvermögen bedeutet.

Mit der Erholung, auch der geistigen, des künftigen Menschen, werden wir uns noch später abzugeben haben, — nicht aber bloß zum geistigen Vergnügen, sondern vor allem zur Bildung gehört jenes zweite, anfangs genannte Gebiet: die Kunst. Die Kunst ist von allem Menschenwerk das einzige, das Ewigkeitswert hat, das Selbstzweck, Erfüllung ist. Alles andere, Arbeit, Wirtschaft, Handel, Erfindungen, Schlachtenruhm und Heldentaten, Regentenleistungen und Völkerbeglückung: alles andere Menschenwerk ist Mittel zum Zweck. Alle anderen: der Straßengelehrter und der Minister, der technische Erfinder und der Kaufmann: alle dienen sie letzten Endes anderen, aller Arbeit ist Mittel zum Zweck, — der vielleicht lautet: den Menschen das Leben möglichst leicht zu machen, ihnen möglichst freie Stunden zu verschaffen, — aber diese freien Stunden

erfüllen kann erst der Künstler. Er allein schafft erst die absoluten Werte, die nicht mehr Mittel zum Zweck sind, sondern Daseinskrönung, tiefste Lebenserfüllung. Darin liegt ja auch die Tragik im bürgerlichen Leben des Künstlers, daß er sich als überflüssiges Luxusgeschöpf fühlt, der nichts hervorbringt, was nötig und nützlich ist, was anderen dient. Wenn die gesamten Künstler der Welt eines Tages streikten, die Welt und ihr Wirtschaftsleben würden unverändert weiterrollen. Und wenn aller Kunstbesitz früherer Jahrhunderte der Menschheit mit einem Schlage entzogen würde und die Künstler weiterstreikten: es würde der Menschheit äußerlich an nichts fehlen, und dennoch würde sie innerlich verdorren und geistig verzweifeln; denn der farbige Abglanz, an dem wir das Leben haben, würde fehlen, und nur der Künstler macht diesen farbigen Abglanz. Das, was nicht nötig und unnützlich ist, ist eben das Notwendige, und der eigentliche Wert und Inhalt des Daseins — z. B. auch Romane, Musik und Bilder — sind nicht nötig zum Leben, und dennoch ließe sich „ohne sie nicht leben“.

Die Kunst ist der ewige Seelenausdruck der Menschheit. Diesen edelsten Besitz, der zu den wenigen absoluten und idealen Werten gehört, die dieses Leben überhaupt zu verschonen hat — wir suchten diese Werte in unserem Einleitungskapitel zu nennen — diesen edelsten Besitz sich zu eigen zu machen, ist eben Aufgabe und Bedürfnis jedes gebildeten Menschen. Was für den Verstand letzter Wert und höchster Besitz ist: Weltweisheit, Philosophie, letzte Erkenntnis, das ist für die Seele, für das menschliche Gemüt: die Offenbarung der Welt in der Kunst, das heißt aber, Offenbarung der Welt im Spiegel der Menschenseele. Seine Kunst ist der höchste ideelle Besitz eines Volkes, und ebenso liegt der höchste ideelle Besitz eines Menschen in seinen Kunsterlebnissen.

Man wird nun freilich antworten: Zum wahrhaften und tiefen Erlebnis der Kunst (wir wollen das allzu entwertete Wort „Genuß“ hier lieber umgehen) gehören meist bestimmte körperliche Anlagen. Um wirklich Musik empfinden und verstehen zu können, bedarf es letzten Endes einer bestimmten musikalischen Veranlagung, des Gehörs usw., die auf besonderen körperlichen, an-

geborenen Eigentümlichkeiten beruht. Wer diese Anlagen eben nicht hat, dem bedeutet Musik nichts, er langweilt sich dabei, und wir wollen ruhig eingestehen, daß eine große Zahl bedeutendster Geister zu diesen Menschen gehört haben. Ebenso hat nicht jeder den angeborenen Sinn und das tiefe seelische Empfinden für das Widerspiel von Formen und Farben, und die Bilder aller alten und neuen Meister gehen ihn innerlich nichts an. Wie sieht es nun in diesen Fällen mit der künstlerischen Bildung aus?

Bildung ist vor allem Wahrhaftigkeit. Ein geheucheltes, verlogenes Interesse an moderner Musik oder mittelalterlicher Plastik, das nur angelernte oder abgelauschte Redensarten nachplappert, ist übelste Bildungssphiliterei, und der wahrhaft gebildete Mensch wird keinen Augenblick zögern, ohne Scham einzugestehen: „Ja, für Tanz — oder Musik — oder alte Bilder — habe ich leider kein Verständnis und damit auch kein Interesse. Es liegt in meiner Naturanlage, das mir das abgeht.“ — Sind doch, nach einem Wort Gerhart Hauptmanns, die Menschen mit der feinsten künstlerischen Empfänglichkeit ebenso selten wie die wahren Künstler selber. Andererseits sind die Menschen, denen jegliches Verständnis und Interesse für eine bestimmte Kunst fehlt, noch viel seltener, und die, denen überhaupt keine einzige Kunst etwas bedeutet, so gut oder vielmehr: so schlecht wie überhaupt nicht zu finden. — Dennoch gibt es eine Kunst, deren Verständnis ganz und gar nicht an eine besondere Veranlagung, wie musikalisches oder künstlerisches Form- und Farbenempfinden, gebunden ist, sondern die allein mit einem bei jedem vorhandenen Organ, der menschlichen Seele, aufgefaßt wird: die Dichtkunst. So gilt in einem ganz besonderen und tiefen Sinne das Wort:

„Und wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt,  
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.“

Die Dichtkunst hat einen besonderen, ersten und einzigen Rang unter allen Künsten, wenn es sich um die Bildung der Menschenseele handelt. Denn sie ist, wie nichts anderes in der Welt, berufen, die menschliche Seele zu bilden, das heißt, auszubilden, zu entwickeln und zu entfalten, durch die Vorführung der gedichteten

Sehnsucht, Eifersucht, Naturseligkeit, Erdenfreude usw., sie alle Gefühle der Sehnsucht, Eifersucht, Naturseligkeit, Erdenfreude usw. wahrhaftig erleben zu lassen und sie durch alle Himmel und Hölle in dem Labyrinth der Brust zu führen. Der Genuß der Dichtung ist die höhere Erlebnisform aller inneren und äußeren Dinge, auch für den Menschen, der, in der Einsamkeit lebend, allem inneren und äußeren Ereignis fernsteht. Wer z. B. die Dichtungen der großen Russen gelesen hat, hat viel mehr Rußland erlebt als einer, der vielleicht monatelang dort umhergereist ist. Dichtkunst genießen heißt „mitlebend Leben gewinnen“.

Innerhalb einer neuen idealistischen Lebensform, so sagten wir anfangs, werden die magnetischen Pole, nach denen die Fahrt des Lebens sich einstellt, idealistische Werte, ideale Güter sein, und wir nannten unter ihnen, neben dem Erlebnis Gottes, den Gedanken der Weltweisen, den erschütternden und befreienden Erkenntnissen der Forscher, die Schöpfungen der Dichter und die Werke der Künstler. So sind wir hier an einem ganz besonders wichtigen Punkt der neuen Lebensform angelangt, und die Frage erhebt sich: welche Mittel sind mir heute gegeben, um mich zu bilden, sowohl auf jenem ersten, allgemeinen, sachlichen Gebiet, wie auf jenem anderen, persönlichen, künstlerischen?

Daß, um des Erlebnisses der Kunst willen, für den gebildeten Menschen zu den „absoluten Werten“, zu den eigentlichen, wirklichen Genüssen seines Daseins eben der Besuch der Theater, der Konzerte, der Tanzvorführungen, Bilderausstellungen, der Rezitationsabende und die Lektüre der Bücher gehört, ist ja selbstverständlich. Aber neben dies Erlebnis der einzelnen Kunstwerke tritt noch etwas anderes: das Bedürfnis nach dem Wissen um die einzelnen Werke, um ihre inneren Gesetze, um ihren Zusammenhang untereinander und im Rahmen ihrer Zeit, tritt das Verlangen, von dem Künstler und seiner Geistigkeit etwas zu erfahren. Kurzum: wahre Bildung ist nicht nur das Erlebnis, sondern auch das tiefgehende, bewußte Verständnis der Kunstwerke. Man will, um in Beispielen zu reden, den „Sausst“ nicht nur aufgeführt sehen, sondern auch ihn erklärt, besprochen, „interpretiert“ haben, —

man will nicht die Werke einiger Romantiker gelesen haben, sondern man will auch einiges über die Romantiker selber, romantischen Geist, romantische Literatur überhaupt wissen. So kommt der Musikliebhaber zum Verlangen nach Musikgeschichte und nach Vorlesungen über einzelne Musikwerke, so kommt der Bilderfreund zur Kunstgeschichte, der Bücherliebhaber zur Literaturgeschichte.

Und in diesem Punkt, wo es, neben dem Erlebnis der Kunst im Theater, Konzert usw., das Verständnis für den Kunsteindruck zu wecken, zu bilden, auszubilden gilt, sind die Mittel der Bildung auf beiden Gebieten, dem allgemeinen, sachlichen wie auf dem künstlerischen, persönlichen, die gleichen. Für jene Bildung, die, wie gesagt, nach der Schule erst anhebt, gibt es vier Wege: die Volkshochschule, Einzelvorträge, Bücher, Zeitschriften.

Die Volkshochschulen, die jetzt in sämtlichen größeren und kleineren Städten Deutschlands erstehen und noch immer weitererstehen sollen, ja, sich auch in den kleinen und kleinsten Orten auf tun: sie haben in ihre Programme vor allem jene vier Hauptgebiete allgemeiner Bildung — wenn auch nicht genau so formuliert — aufgenommen, die wir als Staatsbürgerkunde, Auslandskunde, Weltwirtschaftskunde und Kulturgeschichte bezeichneten. Das zweite große Gebiet, die künstlerische, persönliche Bildung mit Vorlesungen aus allen Reichen und Zeiten der Kunst-, Musik-, Literaturgeschichte usw., ist gleichfalls schon von fast allen Volkshochschulen als ihr Gegenstand bezeichnet worden. Aller Voraussicht nach wird dann auch der ganze über diesem liegende Bereich der Weltanschauungsfragen, Religion und Religionsgeschichte, Philosophie und Psychologie, Ethik usw., allenthalben in den Volkshochschulen behandelt werden, und hier z. B. ist einer der Punkte, wo die Kirche sich sehr wohl in das geistige Leben der Nation hineinstellen könnte, indem, mitten unter anderen Vorlesungen, auch hervorragende Theologen und Pfarrer zu Wort kämen mit Vorträgen über die „Seele“ des Menschen, die Willensfreiheit, Grundfragen der Ethik, den Unsterblichkeitsglauben usw. — Neben diesen drei Gebieten wird die Volkshochschule dann auch sachliche Weiterbildung in naturwissenschaftlichen Sächern, in den

Sprachen und einzelnen Gebieten der Geschichte, des Handels, des Finanzwesens gewähren können, so daß jeder hier seinen besonderen wissenschaftlichen Liebhabereien nachgehen oder die wissenschaftlich-theoretische Ergänzung und Vervollständigung seiner Berufsarbeit sich holen kann. Der Besuch der Volkshochschulen wird, wie es sich ja schon jetzt zeigt, immer mehr Angelegenheit aller Kreise, der sogenannten gebildeten wie auch der Arbeiterklassen. Es ist dabei sehr natürlich, daß gewisse Vorlesungen oder Vorlesungsreihen, oder daß gewisse Dozenten, oder daß in den großen Städten, wo mehrere solcher Anstalten vorhanden sind, daß gewisse Hochschulen mehr mit einem reinen Arbeiterpublikum, daß andere mehr mit dem Publikum aus den anders vorgebildeten Kreisen rechnen und sich auch hier eine Art Spezialistentum herausbildet. Die Volkshochschule aber, die jedem, ob reich, ob arm, ob — im alten Wortsinn — gebildet oder ungebildet, in gleicher Weise zugänglich ist, in der der Oberlehrer neben dem Arbeiter und die Stenotypistin neben der eleganten Dame sitzt, um geistige Schätze einzuheimen, diese Bildungsstätte, die keine Unterschiede der Geburt oder des Standes kennt: diese Volkshochschule ist das schönste soziale Symbol des Idealismus.

Das zweite Mittel planmäßiger Bildung ist der Besuch gelegentlicher Vorträge, die ja fast über alle Gebiete des geistig Begehrtenwerten in allen größeren und kleineren Städten gehalten werden. Die Vortragenden sind dabei meist hervorragende Vertreter ihres Faches, berühmte Gelehrte, Publizisten, Staatsbeamte, Politiker, Forscher, Weltreisende usw. — die auf besondere Einladungen hin solche Vortragsreisen durch eine ganze Reihe von Städten unternehmen. Dies freie, ungebundene Vortragswesen, das, in Thema, Stadt, Dozenten stetig wechselnd und abwechselnd, Gegenstück und Ergänzung ist zu dem gebundenen Vortragswesen der am Ort ansässigen Volkshochschulen — diese halten regelmäßige, allwöchentliche Kurse, nicht einmalige Einzelvorträge — dies freie Vortragswesen wird sich in Zukunft immer mehr ausbilden und planmäßig ausgestaltet lassen. Diese geistige Erschließung des platten Landes — eines der Hauptkampfmittel

gegen die Landflucht — wird insbesondere unterstützt werden durch die Bestrebungen des Volkshausbundes, der, wie wir anfangs schon erwähnten, auch in den kleinsten Orten Häuser oder wenigstens Räume für solche Vortragsveranstaltungen, mit der Einrichtung für Lichtbilder, mit Bibliothek und Zeitschriftenzimmer schaffen will und damit der Provinz die Möglichkeit zu geistiger Anregung aller Art verschafft. Innerhalb dieses freien Vortragswesens wird vor allem auch die Kunst mehr auf das platte Land hinausziehen können — berühmte Sänger und Geigen- oder Klavierspieler, berühmte Vortragskünstler, „Rezitatoren“, diese besten Herolde und Hüter neuer und alter Dichtkunst, wird man hören, und manche öde Winterstunde der Kleinstadt oder des Dorfes, die sonst von Langeweile, Stammtisch und mächtigen, geselligen Abendessen umgebracht wurde, wird dann bedeutsam und inhaltvoll werden durch den Besuch anregender Vorlesungen, wird eine geweihte, glückvolle Stunde der Erfüllung werden können durch den Sonatenabend eines Pianisten z. B. oder etwa den feine-Vorlesungsabend einer Vortragskünstlerin.

Zu diesen beiden außerhäuslichen Bildungsmitteln treten nun die beiden mehr häuslichen: die planmäßige Lektüre sorgsam ausgewählter Bücher sowie die regelmäßige Lektüre bestimmter Zeitschriften. — Unzählige Lektürestunden werden heutzutage vergeudet, weil so und so viele Menschen die Titel der einschlägigen Bücher, die sie interessieren, nicht kennen lernen oder nicht die Möglichkeit haben, sie sich zu beschaffen. Besonders den Frauen ist „Lesen“ daselbe wie Romanschmöckern, sie kennen keine Bücherei außer der Romanleihbibliothek und machen den Buchhändler zum Vormund ihres Geistes. In Zukunft werden die Dozenten der Volkshochschulen, wie es an den Universitäten üblich ist, auch eine Reihe für ihr Thema wichtiger Bücher und Ausgaben nennen, seien es nun mehr wissenschaftliche Werke oder solche der schönen Literatur. Die Benutzung und Zugänglichkeit der öffentlichen Büchereien der Stadt- und Volksbibliotheken wird steigen, das gesamte Bibliothekswesen wird sich, als Rückwirkung dieser neuen geistigen Einstellung der Nation, noch in viel größeren

Maßstäben entfalten, und so werden einem jeden, der sich nur bilden will, die Bücher der Gegenwart wie der Vergangenheit, der Wissenschaft wie der Kunst, jederzeit und leicht erreichbar sein. Aufgabe der literaturgeschichtlichen Vorlesungen und der Rezitatoren wird es dabei vor allem auch sein, das Interesse für die neuen Dichtungen lebender Künstler, für die Dichtung unserer Zeit lebendig zu machen. Denn gestehen wir es uns nur offen: Von den Tausenden von Büchern, die heutzutage verschlungen werden — und das sind meistens Romane — gehören die meisten der flotten, leichten, lebenswürdig-harmlosen, sogenannten „Unterhaltungsliteratur“ an, nicht den wirklichen Werken der Dichtkunst. Schiller nennt den Romancier einmal den „Halbbruder des Dichters“, und so müssen auch wir den Unterschied machen zwischen dem bloßen Unterhaltungsschriftsteller und dem wirklichen, ernsten Romandichter. Die Auflagenziffern der wirklichen Romandichtungen sind aber beschämend klein gegenüber den schwindelnd hohen Auflageziffern der bloßen Unterhaltungsromane, der „Schmöcker“, — ein recht beschämendes Zeichen für die heutige literarische Bildungshöhe. Dazu sind die Romandichtungen durchaus nicht etwa weniger „unterhaltend“ als die Schmöcker — die Namen von so bedeutenden Romandichtern, wie die von Theodor Fontane, Thomas Mann, Ricarda Huch, Helene Böhlau usw., beweisen es. Hier Wandel zu schaffen und den wahren Dichtern — den alten wie den neuen — zu ihrem Rechte zu verhelfen, ist eine große Kulturaufgabe, deren Erfüllung, so hoffen wir, dem neuen, idealistischen Deutschland leicht sein wird. Die beliebten Schmöcker nämlich hängen für den, der tiefer zusieht, aufs engste zusammen mit der materialistischen Geistesrichtung der bisherigen Zeit: sie spielen sämtlich nur in Kreisen der reichen Leute, handeln stets nur von Autofahrten, Reisen, eleganten Wohnungen, kostbaren Kleidern, üppigen Dinern, kurz, allen materiellen Freuden des Lebens, und auf derselben Eigenschaft beruht ja auch die ungeheure Anziehungskraft und der so gefährliche Reiz des so „unterhaltenden“ Kinos: zweifellos verführt die dauernde höchst anlockende Darstellung und Verherrlichung der materiellen Lebensgenüsse

gerade schon die Jugend zu einer einseitig materialistischen Weltanschauung und sät in die Gemüter Geldgier, Genußsucht, Unzufriedenheit mit dem eigenen, bescheideneren Schicksal. So ist sogar scheinbar harmlose und einwandfreie Unterhaltungslektüre auch gefährlich für die Jugend, und so rächt sich vor allem die allzu oberflächliche und leichte Lektüre der Massen an ihrer gesamten Gesinnung und Handlungsweise, zum Nachteil der wahren Dichtung und ihrer Wirkung.

Ein viertes wesentliches, anerkanntes Mittel der Bildung sind endlich die Zeitschriften, diese viel zu wenig anerkannten Kulturträger und Bildungsvermittler in Deutschland. Schon unsere sogenannten „Familienblätter“ stehen allermeist auf einer anerkanntenswerten geistigen Höhe und bringen, neben den Romanen, Erzählungen und Gedichten der bekanntesten Dichter und Schriftsteller, eine Fülle anregender Aufsätze aus berufener Feder über alle Gebiete und Ereignisse der Literatur, Kunst, Musik, über volkswirtschaftliche, soziale, geschichtliche, geographische, kulturelle Fragen; sie wissen ihren Text meist mit so guten Bilderbeigaben und Photographien lebendig zu machen, daß schon die regelmäßige Lektüre dieser Familienzeitschriften einen großen Beitrag zur Unterhaltung und Belehrung, kurz, zur Bildung bedeutet. Hinzu kommt nun die Fülle der politischen, der kulturell-ethischen Zeitschriften — deren bedeutendste und gehaltvollste „Die Tat“ (Verlag Eugen Diederichs) sein dürfte —, dann die literarischen und Kunstzeitschriften bis hin zu den eigentlichen wissenschaftlichen und Sachzeitschriften. Für jede Familie und für jeden einzelnen wird es unter der großen Zeitschriftenflora dieses und jenes Blatt geben, dessen regelmäßige Lektüre zur geistigen Wochen- oder Monatsration gehört. Vorbedingung ist dabei freilich, daß man eine gewisse Anzahl Zeitschriften überhaupt kennenlernt, um unter ihnen wählen zu können, und daß sie zweitens bequem zugänglich sind. Das eine wie das andere wird Aufgabe von Zeitschriftenbibliotheken und Zeitschriftenlesezimmern sein, die der Volkshausbund überall in seinen Häusern errichten will. Heutzutage hat ja der Mensch, wenn er nicht in Cafés herum sitzen will und nicht Lust

hat, große Summen dafür auszugeben, keine Möglichkeit, eine große Zahl von Zeitschriften regelmäßig sich anzusehen. Der „Journallesezirkel“, bei dem eine Auswahl von Zeitschriften von einer Reihe von Familien abonniert wird und regelmäßig reihum geht, hat sich auf dem Lande und in der Kleinstadt schon sehr eingebürgert, und wenn man erstaunt ist, welche eingehende Vertrautheit mit dem Geistesleben der Zeit man immer wieder unter den Gebildeten gerade in der „Provinz“ findet, so suche man nur den Grund in der Zeitschriftenlektüre. Man ist überhaupt auf dem Lande meist viel gebildeter als in der Großstadt, wo man in Saus und Braus dahinlebt und über Kinosenation und Theaterflatsch das geistige Leben der Nation an sich vorbeirauschen läßt . . .

Das künftige Deutschland, das Deutschland der neuen Lebensform, wird arm sein und soll edel bleiben. Es wird die unerhörten Unterschiede zwischen arm und reich einebnen und damit den Materialismus der Schieber, Kriegsgewinnler, Wucherer, der nur gnuß- und besitzgierigen „Bourgeoisie“, genau so zu beseitigen beginnen wie den Materialismus des Hungers, des Mangels und jenen Materialismus der Streiftverbrecher, der nicht das eigene Bedürfnis, sondern den etwaigen Mehrbesitz des anderen — also die Mißgunst — zum Maßstabe seiner Wünsche und Gelüste macht. Man kann dem Materialismus zwar durch wirtschaftliche Neuordnung seine Gründe, seinen Boden entziehen, aber ihn wirklich bekämpfen und zerstören kann man nur durch geistige Waffen. Und diese einzige Waffe im Kampf gegen den Materialismus heißt eben „Bildung“. Bildung ist Besitz und Besitzesfreude an allen unzerstörbaren Gütern der Erde, nämlich den geistigen. Der gebildete Mensch ist auch immer der idealistische; denn wer in den geistigen Königreichen herrscht und ihre Schätze besitzt, dem sind die Schätze, die Motten und Rost fressen, nichts wert, sie gelten ihm nur als Notdurft des Lebens, sind ihm Mittel zum Zweck. Wer das Glück wirklichen geistigen Besitzes erlebte, der muß dieses Glück zur alleinigen Richtschnur machen, mit dem er seine Lebenswege absteckt. Der Materialismus der sogenannten „Gebildeten“ vor und



im Kriege beweist nichts gegen unsere Behauptung, denn jene „Bildung“ war nichts als oberflächliche Beschlagenheit, als ein äußerliches Wissen und hat mit jener wahrhaften Bildung, deren Wesen, Bestandteile und deren Entstehung wir aufzuzeigen uns bemühten, nur noch dem Namen gemein.

Wahre Bildung und wahrhafter Idealismus sind im Laufe der Geschichte immer Hand in Hand gegangen, und häufig genug sind es arme, gedrückte Zeiten gewesen, in denen Bildung und Idealismus am mächtigsten emporwachsen konnten. Denken wir nur, ein Trost für die heutigen Tage, an die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Und wer heute verlorenem Prunke nachtrauert, möge einmal durch die Räume des Schiller- und des Goethehauses in Weimar gehen, um zu sehen, wie äußerlich einfach die Mächtigsten der Nation gelebt haben.

Eine neue Lebensform des Idealismus muß Bildung als edelstes Volksgut bewerten und darum die Forderung erheben: gleiche Bildungsmöglichkeit für alle. Nur Idealismus kann über diese Elendszeiten, nur Bildung kann über diese Verrohung der Massenseele hinweghelfen. Und es wäre fast ebenso grausam wie töricht, den Massen Zeit und Brot zu schenken, ihnen das Mittel zum Zweck zu geben und den Selbstzweck, das, womit sie ihre Freistunden erfüllen und zu Feierstunden machen, vorzuenthalten: das Erwerben und Besitzen geistigen Gutes.

So sind alle Bestrebungen für die geistige Güterverteilung, für Volksbildung usw. schon heute nicht minder dringend notwendig als die wirtschaftliche Neugestaltung.

Das geistige Volkshaus Deutschlands muß in seinem Giebel das schöne Wort Wilhelm von Humboldts tragen:

„Ich mache keine Ansprüche auf die meisten anderen Vorzüge, nicht auf Talente und Gelehrsamkeit. Aber gern möchte ich Anspruch machen auf den Vorzug: Mensch und gebildeter Mensch zu sein.“

## 6. Geselligkeit.

Der Mensch ist bestimmt, in der Gesellschaft zu leben; er soll in der Gesellschaft leben; er ist kein ganzer, vollendeter Mensch und widerspricht sich selbst, wenn er isoliert lebt.

Sichte.

Die meisten Menschen werfen die Begriffe der Geselligkeit, der Vergnügung und der Erholung durcheinander und meinen, ihre Geselligkeit sei ihre Erholung, oder ihre Erholung von der Tagesarbeit sei eben ihr Vergnügen usw. Der Grund für diese Verwechslung ist darin zu suchen, daß diese drei verschiedenen menschlichen Erlebnisse oft in einer gemeinsamen Form auftreten, so kann z. B. ein Parkfest mit Spiel und Tanz sehr wohl alle Reize der Geselligkeit, der Vergnügung, der Erholung gleichzeitig vermitteln, und vielleicht ist es auch das letzte und edelste Ziel, die menschliche Vergnügung mit den Werten der Geselligkeit und der Erholung möglichst zu vereinigen. Um aber die Verschiedenheit dieser drei Dinge uns möglichst fühlbar zu machen, brauchen wir ja nur an die Tatsachen zu denken, daß man die Vergnügungen oft genug als Strapazen und Schädigungen des Körpers anlagt, daß eine Trauerfeier und ein Leichenschmaus doch unbedingt zu dem Begriffe „Geselligkeit“ gehören, das heißt: Gemeinschaftserlebnisse sind, und daß schließlich die eigentliche „Erholung“ oft genug jede Form der Vergnügung und der Geselligkeit verbietet. Um die Unterschiedsmerkmale dieser drei Begriffe einmal möglichst scharf hervorzuheben: Geselligkeit ist immer das seelische Erlebnis der Gemeinschaft, das Erlebnis des Menschen am Menschen — weshalb auch ganz folgerichtig, für den einsamen Sonderling die Bücher der Ersatz der Geselligkeit werden, als Erlebnis fremder Menschen und Schicksale, sodaß das Wort von den Büchern, die die „beste

Gesellschaft“ seien, schon seinen besonderen Sinn hat. Vergnügung dagegen bedeutet das ungewohnte und freudige Erlebnis in der Anspannung und Belebung der körperlichen und geistigen Kräfte. Erholung endlich ist die Wiedervereinigung des Menschen mit der Natur, die Entspannung und Lösung seiner geistigen, die Erfrischung seiner leiblichen Kräfte.

Wir wollen nun nacheinander diese drei für das menschliche Leben so bedeutsamen Kapitel der neuen Lebensform näher kennenlernen.

Zu den wenigen, großen und ideellen Werten, die das Leben verschenkt, gehört auch die Freude des Menschen am Menschen, gehört die Erweiterung des engbegrenzten Ichbezirks in die Persönlichkeit, in die Lebensatmosphäre, die Gedanken- und Gefühlswelt anderer hinein. Diese tiefe Beglückung: die Teilhaftigkeit am fremden Seelenleben, diese Bereicherung des eigenen Lebensinhaltes durch den fremden ist der Grund aller Liebe und Freundschaft, und sie ist die letzte Ursache, daß Dichtung, vor allem die erzählende Kunst, so sehr zur Erfüllung des menschlichen Lebens, ja, zum geistigen Lebensunterhalt gehört. Der sichtbare Ausdruck dieses ideellen Gutes: der Freundschaft, in der Lebensform heißt: Geselligkeit.

Wenn wir darangehen, die Ursache dieses Weltunglücks, dieses Volkseleids, dieser seelischen Erschlaffung, von innen heraus auszurotten durch Überwindung des Materialismus, durch das Hineinwachsen in eine starke, reine Weltanschauung des Idealismus: dann wird auch jenes, durch das materialistische Zeitalter herabgekommene, entwürdigte Lebensgut, die Geselligkeit, wieder ganz anders emporblühen und bewertet werden.

Denn es gab vor dem Kriege und während des Krieges, es gab — von den allzeit vorhandenen Ausnahmen abgesehen — überhaupt keine „Geselligkeit“ mehr, sondern nur noch „Verkehr“, besonders in den wohlhabenden Kreisen der Großstädte. Bezeichnenderweise drückt hier das materialistische Wort „Verkehr“ nur das Äußerliche, Mechanische, nur die bloße Bewegung aus, während das Wort „Geselligkeit“ einen ausgeprägten Gefühlston

hat — denken wir an Schillers Wort von der Freude, die den „Menschen zum Menschen gesellt“ —, und den mittelalterlichen Gebrauch des Wortes „Gesell“ für „Freund“ oder „Geliebter“. Heutzutage ist man nicht mit Leuten „befreundet“, sondern „man verkehrt“ mit ihnen. Die moderne sogenannte Geselligkeit, durchaus materialistisch geworden, ließ an das Wort Oscar Wildes denken daß viele Frauen einen Salon zu eröffnen meinen und statt dessen ein Restaurant aufstun.

Um das Wesen wahrer Geselligkeit recht zu erkennen, braucht man sich nur die Eigenschaften der törichtten, falschen Geselligkeit vor Augen zu führen. Die bisherige Geselligkeit war nach den Bevölkerungsschichten verschieden. Die Ärmsten der Bevölkerung konnten den Begriff der Geselligkeit im eigentlichen Sinne gar nicht erleben: ihn verbannen von vornherein finstere Proletarierstuben, wo, obgleich nicht einmal der hygienisch notwendige Raum für die eigene Familie vorhanden ist, noch Schlafburschen einquartiert sind. So mußten diese Schichten den Gedanken- austausch mit ihresgleichen außerhalb der vier Wände suchen, — regelmäßig in der Branntweinschenke, ausnahmsweise in Versammlungen, in kleinen Vereinsveranstaltungen — für die Frauen blieb gewöhnlich meist nicht einmal dazu Zeit, und der Schwatz auf der Straße, beim Kaufmann oder, in der Kriegszeit, beim „Anstehen“ ersetzte hier die Geselligkeit.

Das Kleinbürgertum in Stadt und Land, das geistig noch nicht so nahe lebt, daß sich geistige Bande — Freundschaften — knüpfen können, bleibt in seinem Verkehr auf die Bande des Blutes angewiesen, daher haben wir hier hauptsächlich Familiengeselligkeit. Zu Hochzeit, Kindtaufe, Einsegnung, Begräbnis wird die ganze Verwandtschaft geladen; es ist Ehrenpflicht, zu erscheinen, und an die feierliche Handlung schließt sich der Schmaus, bei dem die Sülle und fette Gediegenheit der Gerichte, die man auffährt, die Wohlhabenheit, den äußeren Besitz, bei dem die ununterbrochene „Nötigung“, wie das Sachwort heißt, die freundliche Gesinnung den Verwandten recht eindringlich vor Augen führen soll. Diese Familiengeselligkeit — der hohe Wert, der auf die Geburtstage,

auch der Kinder, gelegt wird, bestätigt sie auch — ist im wesentlichen kirchlich, und kirchlich ist auch die etwaige andere Geselligkeit dieser Schichten; denn zu Pfingsten, Ostern, Weihnachten, Neujahr sucht man die engste Familie, vielleicht auch einige aus der Verwandtschaft, bei sich zu haben, und der Feiertagsbraten wie der Festkuchen gehören unbedingt zur vorgeschriebenen Ehrung des Tages.

Beim Bürgertum, besonders in der „Provinz“, besteht der Verkehr, neben den Verwandten, schon aus den betreffenden Freundinnen der Hausfrau und den Berufskollegen des Mannes. Das gute Abendessen, zu dem man sich einlädt, der Nachmittagstee sind die beiden häuslichen, Stammtisch und Kegelabend sowie das regelmäßige Kaffeekränzchen, in einer Gartenwirtschaft oder in einer Stammfonditorei, sind die außerhäuslichen Formen dieser Geselligkeit. Sie scheint uns, mit ihrer Neigung zur Trennung der Geschlechter, am meisten etwas von der guten, alten Zeit an sich zu haben; daß, sowie einige anregende, gebildete Köpfe und einige gemeinsame Interessen, z. B. Musik, moderne Literatur, Heimatsgeschichte usw., vorhanden sind, diese regelmäßige Geselligkeit sehr fruchtbar, geistig wertvoll sein kann und wirkliche Freuden und Genüsse schaffen, werden wir noch später erkennen. Da die allgemeine Bildung in solch einem Kreise oft gering, der Horizont beschränkt ist, so artet die Geselligkeit in Bierbankpolitik, Philistertum und Stadtklatsch aus.

Die Geselligkeit der „Reichen“ in den Großstädten bedeutete die scheußlichste Orgie des Materialismus in seiner Hauptform, dem „Diner“. Das Essen, der bloße leibliche Genuß, war die anerkannte Hauptsache. Wenn der eine zwölf Gänge mit Kaviar und Sekt und soundso viel Weinen gab, mußte es der andere auch tun. Ein ganzer Troß von Menschen: Geschirr- und Stuhlverleiher, Kochfrau oder Koch, Aushilfsmädchen, Servierfrauen und Lohndiener mußten aufgeboden, eine Fülle von Arbeitskraft und Massen kostbarer Nahrungswerte verschleudert werden, nur damit man das zweifelhafte Vergnügen hatte oder, besser: sich der Pflicht entledigte, einige zwanzig bis dreißig Menschen auf ein paar Abend-

stunden „anstandshalber“ in seinen Räumen zu sehen. Die Verlogenheit, die in diesen — einen falschen Reichtum vortäuschenden — Diners steckte, war ebenso groß wie die heimliche Tragödie, die sich oft dahinter verbarg, wenn arme hochstehende Beamte unverhältnismäßige Teile ihres kargen Gehaltes dafür opfern mußten, auf Kosten der Serienreise mit ihren Kindern, der Bücher, die sie gern besaßen, der Kleidung, die sie ergänzt hätten usw. Man darf sich auch nicht vormachen, daß irgendein geistiger Wert oder Gewinn bei all diesem Aufwande an Zeit, Kraft und Geld herausgekommen wäre: denn die Lehre vom vollen Bauch gilt nicht bloß vom Studieren, sondern auch vom Unterhalten. So gab es nach der Leistung des Essens Mokka und Löffel, um dem schlaff gewordenen Geist wiederaufzuhelfen, und späterhin die Fülle kalter Getränke, um den überreizten Magen zu beruhigen. — Und die Unterhaltungsthemen bei solchen Dinern: unter Männern Geschäftliches, Beruflich-Dienstliches, wenn nicht gar „Herrenanekdoten“; unter Frauen: Haushaltsfragen und Modeprobleme, wenn nicht gar intimer Klatsch; unter Männern und Frauen: Aufzählung von Büchern, Theaterstücken, wenn nicht „Slirt“, erotisches Geplänkel.

Nicht genug damit, daß das Diner ein Unding an Geselligkeit war — an dem eingestandenermaßen Gastgeber und Hausfrau selber nie zu Freude und Genuß kamen —, nicht genug damit, fraß es auch noch das Geld, die Zeit, die Kraft und die Lust zu wirklicher, freundschaftlicher Geselligkeit fort. Der noch unbequemere Bruder und Geistesgenosse des Diners, das um ein Uhr beginnende „Frühstück“, das den Arbeitstag zerstört oder der Familie selbst den Sonntag entreißt, ist durch den Krieg gottlob immer mehr verdrängt worden; dagegen hat die Notzeit die leichteste und lebenswürdigste Form der vor dem Kriege geübten Geselligkeit, den Abendtee, zu besonderen Ehren gebracht.

Es wird zunächst dem Nachdenklichen immer deutlicher, daß sowohl die Anlage der menschlichen Natur wie unsere heutigen Kultur- und Zivilisationsverhältnisse dreierlei Geselligkeit fordern: die zwischen Männern allein, die zwischen Frauen allein, die zwi-

schen Männern und Frauen. Es würde zu weit führen, mit dem ganzen Rüstzeug moderner, wissenschaftlicher Erkenntnis und ältester, allereinfachster menschlicher Psychologie alle Gründe hierfür herbeizubringen. Es genüge uns hier der Tatsachenbeweis, daß wir eben allenthalben, in der Großstadt wie auf dem Lande („Spinnstuben“), die Formen dieser drei Geselligkeitsarten finden, und daß ebenso jeder aus seiner eigenen Erfahrung weiß: in einem Kreis von Freunden des gleichen Geschlechts ergibt sich eine ganz besondere geistige Atmosphäre, in der ganz bestimmte Stimmungen und geistige Werte erwachsen, gedeihen, sich entfalten und Früchte tragen, die man in seinem Leben nimmermehr missen möchte, die aber in einem Kreise von Männern und Frauen niemals zu Worte, ja nicht einmal zur Existenz kommen könnten, weil diese geistige Atmosphäre eine ganz andere ist. Der Wert dieser verschiedenen geistigen Luftschichten ist natürlich untereinander unvergleichbar und hängt ganz von dem betreffenden Menschenkreise ab. Es wäre aber ganz die gleiche Beraubung seines Lebensinhaltes, wenn ein Mensch nur auf die gemischte Geselligkeit angewiesen sein sollte, wie wenn er immer nur Liebe und niemals Freundschaft kennenlernen dürfte. Auch die Erinnerung an die glückliche, unterhaltungsreiche Geselligkeit der Schulgenossen untereinander wird manchen von den Werten und Inhalten der Geselligkeit unter Menschen des eigenen Geschlechtes überzeugen.

Schon durch die Zeit — den Nachmittag statt des Abends — unterscheidet sich die besondere Frauengeselligkeit von der der Männer. Nach dem Mittagmahle, wenn der Mann von der Berufsarbeit sich ausruht oder für sich bleiben und seinen Liebhabereien nachgehen will, wenn die Kinder ihrer Erholung und ihrem Vergnügen nachtollen, in der großen Atempause des Haushaltsbetriebes zwischen dem Aufwaschen und dem Abendbrottiſch liegt auch die Erholungszeit der Hausfrau, Gattin und Mutter sowie vieler alleinstehender, berufstätiger Frauen, natürlich auch der jungen Mädchen. Um diese Stunde versammelt man sich zum Tee oder zum Kaffee. Auf Reisen kann man allenthalben beobachten, wie in Konditorei und Kaffeegarten die Kleinstädterinnen

in regelmäßigen Kränzchen beieinander sitzen. In der Großstadt, wo die Erreichbarkeit und die Behaglichkeit solcher dritter Orte meist recht fragwürdig ist, trifft man sich nicht wie dort um vier Uhr zum Kaffee, sondern um fünf Uhr zum Tee im eigenen Heim.

Wenn auch der Sünfuhrtee der Großstädterin (bezeichnenderweise denkt man hierbei immer an die Frau als alleinige Gastgeberin) durchaus nicht als reine Frauengeselligkeit gedacht ist, so wird er praktisch doch fast immer dazu, da zu so früher Stunde der Mann in der Großstadt sich noch seiner Berufsarbeit oder seiner fargen Erholung widmen muß und erst am Abend für das „bißchen Freude“ des Daheims, die Geselligkeit, frei wird. Man kann auch immer wieder beobachten, welche teils rührende, teils klägliche Figur der Mann macht, der, nach langer, anstrengender Vormittagsarbeit, nach hastiger Mahlzeit, nach gehetztem Umkleiden und raschem Wege, als einziger seines Geschlechtes in einem Kreise behaglicher, munterer, erfrischter und gut ausgeruhter Frauen sitzt und nun mit seiner blassen Abgespanntheit ihre sprudelnde Unterhaltungslust beantworten muß. Die Unsitte, daß der junge Mann oder der Ehemann, der in einem Hause verkehrt, auch „anstandshalber“ auf dem „Tour“ der betreffenden Dame sich zeigen muß, sollte man, wenn man schon an eine Reform der Geselligkeit geht, zum alten Eisen werfen, was ja der Krieg übrigens schon an manchen Orten getan hat. Wenn also über die Stätte (das eigene Heim) und die Tageszeit (die Nachmittagsstunden zwischen vier und sieben Uhr) der besonderen Frauengeselligkeit keine Streitfragen sich erheben, wenn auch die Frage der Bewirtung sich von selbst beantwortet, indem man bei der früheren Besuchsstunde — vier Uhr — in der Kleinstadt und auf dem Lande Kaffee und Kuchen, in der Großstadt — gegen fünf Uhr — lieber Tee mit leichterem Gebäck reichen wird: so ist das eigentlich Interessante und der kritische Punkt an einer solchen Forderung besonderer Frauengeselligkeit ihr Gegenstand, ihr Thema.

Zunächst kommen die eigentlichen Frauenangelegenheiten in Betracht: Haushaltsfragen, Angestelltenfragen, die ja so brennend

geworden sind, daß die Männer nicht so oberhin den „Dienstbotenratsch“ als Gesprächsthema der Frauen verdammen sollten, denn diese Dinge gehören jetzt zu deren ernstesten Berufsorgen; sodann werden Kinderpflege- und Erziehungsprobleme ein besonderes Gesprächsgebiet bilden. Den Gattinnen-, Mutter-, Hausfrauenpflichten entspricht bei den Nichtverheirateten die Berufsarbeit, und so wird sich, ganz parallel der Männergeselligkeit, auch hier aus dem Haupttätigkeitsgebiet ein besonderes Thema, ein besonderer Gegenstand der geselligen Zusammenkünfte ergeben. Zu alledem kommt aber noch, daß ganz große, un- und überpersönliche Angelegenheiten die Frauen in Gegenwart und Zukunft zusammenführen, immer mehr zusammenführen müssen, als es je vorher der Fall war. Es sind dies neben den verschiedenartigen Vereins- und sozialen Tätigkeiten vor allem die politischen und parteipolitischen Fragen, die besonderen staatsbürgerlichen Frauenangelegenheiten, wie alle Acten der Fürsorge und Fürsorgegesetzgebung für die körperlich und seelisch so außerordentlich gefährdete Jugend, sowie das weit aufgerollte Sexualproblem mit seiner traurigen Aktualität in der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten und der zügellosen Genußsucht der heutigen Menschen. Über diesen beruflichen und staatsbürgerlichen Dingen wird gerade in der Frauengeselligkeit, mehr als in anderen Kreisen, das einfache Sichausprechen, der Austausch persönlicher Erfahrungen, Erlebnisse, Gedanken ein Hauptthema der Kaffee- und Teestunden bilden sowie jenes Kapitel, die Erlebnisse und Lebensformen anderer Menschen angehend, das man, ernsthaft betrachtet: „Menschenstudium“, boshaft gesprochen: „Klatsch“ nennt. Alle übrigen, nicht nur gerade einen besonderen Frauenkreis angehenden Geselligkeitsthemen wollen wir uns später betrachten.

Die bisherige Lächerlichkeit der sogenannten Frauengeselligkeit besteht nun gar nicht so sehr in ihren Unterhaltungsthemen — ist es nicht sogar wünschenswert, daß Frauen durch Austausch ihrer Erfahrung in Dingen der Kinderpflege, der Dienstbotenbehandlung usw. sich gegenseitig fördern und an Weitblick und Einsicht bereichern? — als in der Art der Unterhaltung, die ja meistens nur

ein Aufzählen oder ein Hin- und Herschwirren von einem Gegenstand zum anderen ohne Stetigkeit ist, kurz, eine Art Unterhaltung ohne Weg und Ziel, ohne Resultat, das heißt eben: ein Geschwätz. Die sich für Gründlichkeit haltende, lederne Breite männlicher Vereinsdiskussionen wollen wir freilich ebenso der künftigen, idealen Geselligkeit, deren Seele doch die Kunst der Unterhaltung ist, fernhalten. Jene Kunst der Unterhaltung, die den großen Salonkünstlerinnen früherer Jahrhunderte, Elisabetha Gonzaga, Madame de Rambouillet oder Rahel Levin, in so seltener Vollendung eigen war, besteht in jener Mischung von Tiefe und Beweglichkeit des Geistes, die eine kluge und bewußte Führung des Gesprächs ermöglicht, mit rascher Kombinationsgabe neue Ausblicke und Anknüpfungspunkte erspäht, Klippen umschiffst, die Interessen und Neigungen der Gäste kennt und das Thema wie einen Ball mit geschicktem Griff dem einen oder dem anderen zuschleudert, sodaß, wenn nicht ein regelrechtes Ergebnis, eine Erkenntnis oder gar ein Entschluß die Frucht der Unterhaltung bedeutet, eine Vielfältigkeit der Standpunkte und Betrachtungsweisen sich ergibt, die jeder Beteiligte nicht minder als geistigen Gewinn nach Hause trägt. Die Vortrefflichkeit eines Gesprächs erkennt man daran, daß man es sich später in seinem Verlauf lückenlos wieder vergegenwärtigen kann. Man beobachte aber einmal, wie oft, oder besser: wie selten das nach einem gewöhnlichen „Damentee“ möglich ist. — Je mehr die Frauenbildung aber fortschreitet, je mehr sie alle Kreise erfaßt und eben als edelster Selbstzweck nicht bloß als praktisches Mittel zu irgendeinem „Brotstudium“ betrachtet wird, desto höher wird die Ebene liegen, auf der die Unterhaltung, gerade auch in Frauenkreisen, sich abspielt, desto weniger werden kluge Frauen jene reine „weibliche Geselligkeit“ belächeln und ihr fernbleiben, desto bedeutender wird in jeder Geselligkeit die Kunst der Unterhaltung sein. Sie wieder zu entwickeln ist die Voraussetzung, ohne die wir nie wieder jene klassische Höhe jenes Kulturgutes „Salon“ erreichen können, deren andere Jahrhunderte sich rühmen dürfen. Mit der neuen Bildung und der neuen Kunst der Unterhaltung wird aber auch die bisherige

Meinung der Männer, ernste, anregende Geselligkeit nur im Kreise von ihresgleichen zu finden, ihre Neigung, den Verkehr mit Frauen lediglich als versteckt erotisches Geplänkel: „Slirt“ oder ästhetischen Reiz zu betrachten, abnehmen, und somit würde dadurch, durch den wiedereröffneten, geistig-reizvollen Verkehr zwischen Männern und Frauen, die zweite Vorbedingung für den „Salon“ geschaffen werden.

Sreilich: eine besondere Männergeselligkeit wird es daneben immer geben, und sie wird sich über Bierbank-, Skat-, Kegelabend- und Stammtischatmosphäre ebenso erheben müssen wie über Kommerz- und Kasinoton und den Dunstkreis großstädtischer Herrendiners oder Herrenabende mit ihren Börsenwäsen, Weiberanekdoten und reinen Geschäftsgesprächen.

Das erlauchteste und unsterblichste Beispiel männlicher Geselligkeit ist Platons „Gastmahl“. Durch alle Jahrhunderte finden wir sie wieder: in den Symposien, die der gelehrte Cosimo Medici in Careggi mit seinen Freunden hielt, im Tabakskollegium des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. von Preußen, in der Tafelrunde Friedrichs des Großen zu Sanssouci, die Menzels unvergleichliches Bild festhielt, im literarischen „Tunnel unter der Spree“, von dem Fontane ein lebendiges Konterfei in seinen Erinnerungen gibt. Zahlreiche andere literarische Vereine, politische Klubs und Gesellschaften usw., deren rühmende Erinnerung die Kulturgeschichte aufbewahrt, geben Zeugnis von Wert und Bedeutung reiner Männergeselligkeit. Die „Deutsche Gesellschaft von 1914“, mit ihrem Sitz im Pringsheim-Palais in Berlin, die schon während des Krieges allwöchentlich einen Kreis führender Staatsmänner, Beamter, Politiker, Gelehrter, Publizisten zu politischem Gedankenaustausch vereinigte, beweist, wie fühlbar auch gerade in unseren Tagen scheinbarer Frauenherrschaft das Bedürfnis nach rein männlicher Geselligkeit geworden ist. Schließlich sind auch Stammtisch und Kegelabende und die Abende der studentischen Verbindungen, genau so wie ihre Vorfahren, die altgermanischen Trintgelage, nichts anderes als verschiedene Ausdrucksformen dieser Geselligkeitsart. Wer sich für die Tiefen und Gründe dieses Problems

interessiert bis dahin, wo sich seine Abgründe und sein sexualpsychologischer Hintergrund auftut, studiere Hans Blüchers Buch: „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“.

Die Zeit der männlichen Geselligkeit werden immer die Stunden nach der Abendmahlzeit sein, die Bewirtung wird in dem „Glas Bier“ oder auch ab und zu in dem „Glas Wein“ bestehen, als Ort dagegen wird sich meistens — da die Begriffe Frau und Haus so eng miteinander verknüpft sind, und da gewiß die wenigsten Männer ihre Frau in der Nebenstube sitzen lassen oder fortjücken wollen, wenn sie mit ihren Freunden zusammen sind —, eine bestimmte kleine Weinstube, das Extrazimmer eines Bierhauses oder kleinen Fremdenhofes ergeben, soweit es sich nicht um höhere Beante mit Repräsentationsräumen handelt. Unterhaltungsgegenstand ist — wie schon heute in aller Männergeselligkeit — vor allem Außenpolitik, Innen- und Gemeindepolitik, in Gegensatz zu den mehr kulturpolitisch und sozialpolitisch eingestellten Frauen — ein Zeichen, wie sehr die psychologisch verschiedene Anlage der beiden Geschlechter sich noch auf den objektivsten Gebieten auswirkt. Daß Berufs-, Amts- oder Dienstfragen mit auf dem Tapet stehen, ist ja selbstverständlich, obgleich diese Dinge heutzutage in Vereinen und Versammlungen genügend zu Tode gehezt werden. Der wertvollste Teil solcher Männergeselligkeit liegt natürlich da, wo das Gespräch ganz persönlich, nämlich zur Aussprache wird, zur Vertraulichkeit der Freundschaft und andererseits da, wo es mit überpersönlichen Dingen, Fragen der Welckerkenntnis, der Weltanschauung, der Ethik usw., sich beschäftigt.

Die Kunst dagegen, die gewiß sehr oft Gegenstand der männlichen wie der weiblichen Geselligkeit werden kann, geht so sehr den ganzen Menschen an, steht so sehr über allen Interessen und Neigungen des einzelnen Geschlechtes, daß sie recht eigentlich die Seele, das schönste und bindende Element in der gemeinsamen Geselligkeit der Männer und Frauen darstellt.

Von den schon aufgezeigten Mißformen solcher gemeinsamen Geselligkeit kommen wir nun zu den Möglichkeiten für die Zukunft. Zunächst: das bisherige „Diner“ von etwa zwanzig Per-

sonen wird für die Zukunft so gut wie ganz wegfallen müssen aus dreierlei Gründen: wegen der beschränkten Wohnräume einmal, zweitens wegen der unerhörten Kostspieligkeit und der Unmöglichkeit der Bewirtung, drittens wegen des Mangels oder mindestens der gesteigerten Lohnansprüche des Personals. In der heutigen Zeit mit ihrer Verwechslung der Begriffe von mein und dein wird weniger als je eine Hausfrau Lust haben, den — von ihr ja nicht zu beaufsichtigenden — Troß von Kochfrau, Servierfrau, Tafeldecker, Lohndiener, Abwaschfrau usw. sich ins Haus zu laden in einem Augenblick, wo die Schätze des Haushalts an Silber, Wäsche, Lebensmitteln usw. sämtlich offen liegen. Dem eigenen Personal wird man, mit der neuen Regelung des Dienstbotenverhältnisses, noch viel weniger eine häufige, wenn auch bescheidene Bewirtung einiger Gäste annehmen dürfen. So wird sich, soweit man bei dem kleinen „Gastmahl“ bleibt, die goldene Regel immer mehr durchsetzen, daß die Zahl der Gäste nicht kleiner sein dürfe als die Zahl der Grazien und nicht größer als die Zahl der Mäßen. Und wenn man — besonders später — immer wieder einmal zu einem Hasen, den man geschossen, zu einem Rehkrähen, oder zu einem Fisch, den man durch irgendeine freundliche Schicksalsfügung erlangte, ein paar Freunde zu sich bitten möchte —, so wird sich, gerade in weniger bemittelten Haushalten, wie ein Aufsatz von Gabriele Reuter es kürzlich anregte, die Sitte einbürgern, daß nach dem Mahle, wenn die Männer für eine halbe Stunde sich Zigarren und Politik widmen wollen, die weiblichen Gäste den Tisch abräumen, ein Wachtuch aufdecken helfen, die Hausfrau zwei Schüsseln mit heißem Wasser und Tücher bringt, und daß so das Schreckensgespenst jeder Geselligkeit im Haushalt, der Abwasch, als freundliche gesellige Angelegenheit sich in kurzem erledigt. Der zweite Ausweg ist der des abendlichen „Picknicks“. Jeder der Gäste bringt sich einige belegte Schnitten, eine Büchse Sardinen, gekochte Eier, Äpfel, Tomaten oder ähnliches mit; die Hausfrau setzt nur Gedecke und leere Schüsseln auf den Tisch und gibt die Getränke zum besten. Aus der Kombination alles Mitgebrachten entsteht ein Abendessen, fröhlicher und abwechslungsreicher, als

wenn man daheim aße —, und zudem: besser, man verzehrt seine bescheidenen Vorräte in Gesellschaft, als man verzichtet, dem leidigen Vorurteil der Bewirtung zuliebe, auf die Geselligkeit überhaupt.

Trotz dieser beiden Auswege wird indessen die neue Geselligkeitsform die größte Verbreitung finden, die schon im Kriege allenthalben sich einzubürgern begann: der neue Abendtee. Nach der verhältnismäßig früh daheim eingenommenen Abendmahlzeit findet man sich zwischen 8 und  $\frac{1}{2}$  9 Uhr zu einer Tasse Tee mit etwas Gebäck, sogar bloß Brot oder Zwieback, zusammen, zu ein paar Stunden anregender Plauderei, unbeschwert von der Verpflichtung, zwischen zwei nicht selbstgewählten Tischnachbarinnen eingekleidet, ein Menü abzuesen. Der Goethespruch „Tages Arbeit, abends Gäste“ wird hier am besten zur Wirklichkeit, und die einfache und bequeme Bewirtung ermöglicht auch Nichtwohhabenden, diese Art der Gastlichkeit häufig auszuüben, ohne daß das Dienstpersonal streift; denn in Zukunft werden die Angestellten ja um acht Uhr die Arbeit niederlegen oder ungeheure Überstundensätze fordern dürfen. Wir wollen uns auch daran erinnern, daß zu den Zeiten der klassischen Berliner Salons, wo bei Rahel Varnhagen, Henriette Herz, Bettina von Arnim der ganze Adel des Geistes und der Geburt einander traf, die Bewirtung aus sprichwörtlich dünnem Tee und sprichwörtlich durchsichtigen Butterbrot bestand! Dies Beispiel kann uns ermutigen um so eher, als die meisten von uns nicht Gäste von der Art Humboldts, Heines, Ranke, des Prinzen Louis Ferdinand, des Fürsten Pückler usw., die alle zu Tee und Butterbrot kamen! — zu bewirten haben werden!

Der Gegenstand der Unterhaltung wird unbegrenzt sein können, — sofern sie nicht ein bloßer Flirt oder gedankenloses Geschwätz wird —, von der höchsten Politik bis zu den kleinsten, persönlichen Lebensfragen. Danach wird die Geselligkeit zwischen Männern und Frauen am edelsten sein, wenn sie, wie in den klassischen Salons, den Gegenständen der Wissenschaft oder vor allem der Kunst gilt. Kluge Gespräche über Bücher, der Vortrag von ein paar älteren

oder modernen Gedichten, ein paar bedeutende Seiten, die aus einem modernen Werk vorgelesen werden: das wird neben der Musik die Stunden ausfüllen. Es gibt ja heute so viele begabte Liebhaber-Künstler in der Rezitation und vor allem in der Musik. Durch die in vielen Familien üblichen Quartett- und Trioabende, Leseabende und die Kränzchen von einst hat ja diese abendliche Geselligkeit schon feste und regelmäßige Formen gefunden. Sicher auch, daß bei der heute so geübten Tanzkunst der jungen Mädchen die eine oder andere einen Solotanz versucht. In anderen Kreisen wird es stattdessen neben der allgemeinen Unterhaltung vielleicht mehr sachliche oder wissenschaftliche Diskussionen geben — das hängt eben vom Milieu ab. Auf keinen Fall dürfen natürlich eitler Dilettantismus oder Sachsimpelei, die der Tod aller Geselligkeit sind, sich hier breitmachen. Eine solche Entartung kann man z. B. in dem Präziosentum Frankreichs studieren. Auch hier kommt es wieder auf Frauentanz und Frauentakt an, damit die Kunst der Unterhaltung nicht entartet.

Daß man in solchen belebten, anregenden Zirkeln, besonders wenn auch Jugend dabei ist, den Gros flattern hören wird, ist ebenso schön wie natürlich. Gewiß auch, daß man der durch Krieg und Notzeit schon so arg an ihrem Lebensgefühl verkürzten Jugend das Recht zum Tanzen lassen muß; aber jene rauschenden, geschmacklosen Feste, wo unter Strömen von Sekt auch ernste, ältere Menschen der Sogtrott- und Jazzraserei huldigen, und eine gewisse, unverkennbar sexuelle Zügellosigkeit im Saale regiert: jene Feste sind heute und in alle Zukunft parvenühaf, pöbelhaft und haben mit wirklicher Geselligkeit kaum mehr den Namen gemein. In einer neuen, besseren, idealistischen Lebensform haben sie keine Statt; die wahrhaft Gebildeten und Vornehmen der Nation werden von ihnen nichts wissen wollen, und man wird sie als Angelegenheit der Parvenüs, Schieber und der rohen, ungebildeten Masse — wozu auch manchmal sehr reiche Leute gehören aus der sogenannten „besten Gesellschaft“ —, hier nicht zu betrachten haben. Über die sogenannten „Vergnügungen“ wird ja noch an anderer Stelle zu reden sein.

Die Geselligkeit gehört, wie wir anfangs sahen, als Freude des Menschen am Menschen, zu den wenigen großen und idealen Werten, die das Leben überhaupt verschentt. Sie gehört zu jenen wenigen Werten, an denen wir uns in aller Not und Traurigkeit noch freuen und erholen dürfen. Es ist unser aller Aufgabe, besonders die Aufgabe von uns Frauen, sich einzusetzen für jene neue, wahre und geistige Geselligkeit, zu ihren Formen hinzuführen, indem wir uns, als gebildete Menschen, über alle materialistischen Sünden und Vorurteile durch die Tat neuen Geistes hinwegsetzen.



oder modernen Gedichten, ein paar bedeutende Seiten, die aus einem modernen Werk vorgelesen werden: das wird neben der Musik die Stunden ausfüllen. Es gibt ja heute so viele begabte Liebhaber-Künstler in der Rezitation und vor allem in der Musik. Durch die in vielen Familien üblichen Quartett- und Trioabende, Leseabende und die Kränzchen von einst hat ja diese abendliche Geselligkeit schon feste und regelmäßige Formen gefunden. Sicher auch, daß bei der heute so geübten Tanzkunst der jungen Mädchen die eine oder andere einen Solotanz versucht. In anderen Kreisen wird es stattdessen neben der allgemeinen Unterhaltung vielleicht mehr sachliche oder wissenschaftliche Diskussionen geben — das hängt eben vom Milieu ab. Auf keinen Fall dürfen natürlich eitler Dilettantismus oder Sachsimpelei, die der Tod aller Geselligkeit sind, sich hier breitmachen. Eine solche Entartung kann man z. B. in dem Präziosentum Frankreichs studieren. Auch hier kommt es wieder auf Frauentanz und Frauentakt an, damit die Kunst der Unterhaltung nicht entartet.

Daß man in solchen belebten, anregenden Zirkeln, besonders wenn auch Jugend dabei ist, den Gros flattern hören wird, ist ebenso schön wie natürlich. Gewiß auch, daß man der durch Krieg und Notzeit schon so arg an ihrem Lebensgefühl verkürzten Jugend das Recht zum Tanzen lassen muß; aber jene rauschenden, geschmacklosen Feste, wo unter Strömen von Sekt auch ernste, ältere Menschen der Sortrott- und Jazzraserei huldigen, und eine gewisse, unverkennbar sexuelle Zügellosigkeit im Saale regiert: jene Feste sind heute und in alle Zukunft parvenühaf, pöbelhaft und haben mit wirklicher Geselligkeit kaum mehr den Namen gemein. In einer neuen, besseren, idealistischen Lebensform haben sie keine Statt; die wahrhaft Gebildeten und Vornehmen der Nation werden von ihnen nichts wissen wollen, und man wird sie als Angelegenheit der Parvenüs, Schieber und der rohen, ungebildeten Masse — wozu auch manchmal sehr reiche Leute gehören aus der sogenannten „besten Gesellschaft“ —, hier nicht zu betrachten haben. Über die sogenannten „Vergnügungen“ wird ja noch an anderer Stelle zu reden sein.

Die Geselligkeit gehört, wie wir anfangs sahen, als Freude des Menschen am Menschen, zu den wenigen großen und idealen Werten, die das Leben überhaupt verschenkt. Sie gehört zu jenen wenigen Werten, an denen wir uns in aller Not und Traurigkeit noch freuen und erholen dürfen. Es ist unser aller Aufgabe, besonders die Aufgabe von uns Frauen, sich einzusetzen für jene neue, wahre und geistige Geselligkeit, zu ihren Formen hinzuführen, indem wir uns, als gebildete Menschen, über alle materialistischen Sünden und Vorurteile durch die Tat neuen Geistes hinwegsetzen.

## 7. Vergnügung.

Wie slicht sich der zerstörte Kranz,  
Den jach der Sturm zerstreute?  
Wie knüpft sich der erneute?  
Mit welchem Endchen bunten Bands?  
Mit nur ein bißchen Freude.

C. S. Meyer.

Wir können, um den Wesensgegensatz zwischen Erholung und Vergnügung recht deutlich zu machen, wohl sagen: Vergnügung ist immer Kraftentladung, =anspannung und =entfaltung; Erholung immer Kraftansammlung und =entspannung. So kommt es auch, daß ganz naturgemäß das erotische Erlebnis von vornherein in den Begriffskreis des „Vergnügens“ hineinfällt, und daß infolgedessen dies Wort „Vergnügen“ für manch einen den Beigeschmack der Oberflächlichkeit, ja Trivialität und erotischen Leichtfertigkeit besitzt. Heutzutage freilich hat dieser Beigeschmack mehr denn je Berechtigung: denn geschäftskundige Leute nützen die Tatsache, daß es den Menschen nach Entfaltung und Entladung seiner Kräfte, nach dem „Vergnügen“, verlangt und auch das erotische Erlebnis dem Menschen eine solche freudige Entfaltung und Entladung, das freudige Selbstbewußtsein seiner Kräfte, bedeutet: geschäftskundige Leute nützen heutzutage diese Tatsache allenthalben aus, um alle Arten der Vergnügung (Kino, Theater, Tanz) so sehr mit Erotik zu durchsetzen und dadurch erst als reizvoll und anziehend hinzustellen, daß es kein Wunder ist, wenn man „Vergnügung“ schließlich als etwas Unwürdiges, Gewöhnliches, Niedriges zu betrachten sich gewöhnt. Uns indessen liegt daran, dem Worte „Vergnügen“, ohne es in seinem Umfange zu beschränken, doch wieder Ansehen zu verschaffen und ihm neben jenem anderen auch jenen edlen und vornehmen Sinn wieder zu verleihen, in dem Lessing und das

18. Jahrhundert es gebrauchten — denken wir nur an Wendungen wie den Büchertitel des Dichters Brockes „Irdisches Vergnüen in Gott“ oder die „Neuen (Bremer) Beiträge zur Vergnügung des Verstandes und Wißes“. Es kommt aber noch ein Weiteres hinzu. Vergnügung ist nicht allein, wie wir sagten, die Entfaltung und Entladung der Kräfte im Menschen — denn die findet schließlich auch in jeder freudig vollbrachten und anspannenden Arbeit, und sei es die tägliche Berufsarbeit statt —; sondern Vergnügung ist, um es genau zu umschreiben, die freudige und ungewohnte Entfaltung und Entladung der körperlichen oder der geistigen oder beider Kräfte. Wie im Begriff der Erholung, so steckt im Begriffe des Vergnügens auch immer der des Ungewohnten, des Nicht-Alltäglichen. Schon das allgemeine Volksempfinden meint ja, der Alltag gehöre der Arbeit, der Sonntag dem Vergnüen, und drückt damit aus, daß das Vergnüen, per definitionem sozusagen, die Abwechslung, die Unterbrechung des Gewohnten, der Alltagsarbeit bedeutet. Bei den Vergnügungen, die heutzutage im Schwange sind, wird aber diese Tatsache noch übersteigert, indem man das „Ungewohnte“, das zum Begriff des Vergnügens gehört, durch das „Ungewöhnliche“ ersetzt und so immer mehr den Begriff des Nerventanzes, der Überraschung, der Sensation mit dem des Vergnügens verquickt. Eisballett, Rummelplatz, Nacht tänzerinnen, „Babyball“ usw. sind uns ein paar Beispiele aus der unerhörten Sülle, die sich heute für den Ersatz des Ungewohnten durch das Ungewöhnliche beim Vergnüen anführen lassen.

Aber noch eines kommt hinzu. Wir sprachen von der freudigen Entfaltung und Entladung der Kräfte, und wir müssen festhalten, was ja im Grunde einem jeden selbstverständlich ist, daß die Freude unbedingte in den Begriff des Vergnügens hineingehört; denn eine bewußte Entfaltung der geistigen Kräfte, wie etwa beim künstlerischen Produzieren oder wie bei einer sehr erregten öffentlichen Diskussion, würden wir kein Vergnüen nennen, ebensowenig wie die Entladung der körperlichen Kräfte bei einer Bootsfahrt auf Leben und Tod oder bei einer Straßenprügelei. Dagegen ist ein erschütterndes Theaterstück, das unser Herz mit tiefstem Wehgefühl und unsere Augen

mit Tränen füllt, dennoch unbedingt ein geistiges Vergnügen — wenn auch etwa der Inhalt desselben Theaterstückes als Reporterbericht von einem Morde uns nur Abscheu und Unbehagen erregen würde. Das gerade ist ja das Wesentliche der Kunst — nicht nur der Dichtkunst, sondern der bildenden Künste wie der Musik —, daß sie an sich häßliche oder qualvolle Gegenstände (wie Porträte von Narren oder Säufern und häßlichen alten Weibern) durch das Geheimnis der Form — nicht auflöst —, aber erlöst in eine höhere Harmonie, die ungeachtet des Gegenstandes, des Materials, wohltut, eine innere Freude, ein „geistiges Vergnügen“ bereitet. Mancher Vertreter allermodernster Kunst freilich meint, die Darstellung des Grausigen oder Ekelhaften sei mit der ihr innewohnenden Kraft zur seelischen Erschütterung schon Kunst, — und vergißt oder verleugnet die notwendige Erlösung in die Harmonie der Form, vergißt, daß Kunst, auch wenn sie noch so erschüttert oder abschreckt, ihrem Wesen nach nicht Unlust, sondern Lust, d. h. innere Freude ausströmt, mag es auch in manch einem Fall Freude in einem viel freieren, flüchtigeren, zarteren Aggregatzustand sein, die zum gewöhnlichen Begriff der Freude sich verhält, wie etwa Schneekristalle oder Wasserdampf zum Eis oder zum Wasser sich verhalten.

Ob wir den „Hamlet“ sehen oder auf der sommerlichen Wiese einen Reigen tanzen: um Freude, wenn auch in ihren verschiedenen Formen, handelt es sich in jedem Fall. Diese Freude oder Freudigkeit gesellt nach Schillers Worten „den Menschen zum Menschen“; ihr Hauptkennzeichen ist jenes: „Seid umschlungen, Millionen“, und niemals ist der Freudvolle der Einsame! Hierin liegt ein Hauptunterschied zwischen der Vergnügung und der Erholung: wie zum Begriffe der Erholung, wenn auch noch so versteckt, der Einschlag von Einsamkeit gehört, so zum Begriffe der Vergnügung der der Gemeinschaft. Das Bedürfnis nach Gemeinschaft, nach Nicht-Einsamkeit in den Augenblicken großer Freude hat einmal Paul Heyse sehr schön ausgedrückt: „Das ist doch eine köstliche Sache, daß es gar kein wahres Glück gibt, das man einsam tragen müßte, daß uns alle tiefste, innerste Wohltat nur von Menschen kommen kann, und der uns das Glück bringt, es dann auch tragen hilft.“

So bildet Freude, die, wie wir erkennen, in ihren verschiedensten Formen stets mit dem Begriff der Vergnügung verknüpft ist, und die andererseits den Menschen zum Menschen gesellt und darum ein Element der Geselligkeit darstellt: so bildet die Freude das verwandtschaftliche Band zwischen den Begriffen „Vergnügen“ und „Geselligkeit“.

Vergnügen, sagten wir, ist die freudige und unalltägliche Entfaltung und Entladung der geistigen und körperlichen Kräfte — wobei übrigens das Wort „Entfaltung“ mehr den einen, das Wort „Entladung“ mehr den anderen Kräften gilt —, und diese Zweiteilung verweist uns von vornherein darauf, daß wir zwei Arten des Vergnügens, die geistigen, edleren, und die körperlichen, harmlosen, werden unterscheiden müssen.

Vergnügung im edlen und ernstesten Sinne des Wortes sind Konzerte, Rezitations- und Tanzabende, Theater, die Lektüre von Büchern, kurz, aller Kunstgenuß; Vergnügungen im gewöhnlichen Sinne vor allem das Kino, Kabarett, Spielclubs, der öffentliche Tanzboden, die Rennen und öffentlichen Sportfeste.

Daß während des Krieges und in der Nachkriegszeit das Bedürfnis nach Vergnügung jeder Art unerhört und allenthalben emporgeschwollen ist, bedeutet heute für jeden eine selbstverständliche Tatsache — er braucht nur an die ausverkauften Theater- und Musikhäuser, die zahllosen Neugründungen und die große Eintrittlichkeit aller Arten von Vergnügungstätten, an die Tanzwut zu denken, die von Palast und Villa bis zur Kaskemme gleichmäßig ihre Zauberkreise zieht. Wird das in Zukunft anders werden?

Derweilen wir vor der Antwort einen Augenblick bei den psychologischen Gründen dieses erstaunlichen Vergnügungsbedürfnisses. Tatsache scheint, daß immer Revolutionszeiten — das Beispiel der großen Französischen Revolution ist oft genug heraufbeschworen worden — eine zügellose, entartete Vergnügungssucht der Masse mit sich bringen; Tatsache ist aber auch, daß z. B. während des glücklich ausgehenden Krieges von 70/71 Berlin den besten Theaterwinter erlebte, den es je gehabt, ein Maximum, das während der

folgenden Jahre unerreicht blieb. Suchen wir den psychologischen Grund dieser Tatsachen zu fassen: die größeren Spannungen verlangen die stärkeren Entspannungen, von Gemeinschaftserlebnissen kann man sich nur durch Gemeinschaftserlebnisse — nicht etwa durch das Einzelerlebnis — befreien. Die ungeheure Erregung, die Kriegsnachrichten, Revolutionsalarm mit sich bringen, legt sich nicht durch das Buch, durch das Musikstück im stillen Zimmer; viel eher entspannt sie sich im Theaterraum oder im Konzertsaal, auch wenn man daselbe Drama sieht, daselbe Musikstück hört, das man bei sich daheim hatte. Wie man die Kriegsnachricht, den Revolutionsschreck als ein Erlebnis fühlt, das einen mit Tausenden verbindet, weil man es mit Tausenden teilt, so führt das Bedürfnis nach der Gemeinsamkeit auf die Straße, führt das Bewußtsein der Gemeinsamkeit, das Verlangen nach ihr auch im inneren, entspannenden und beruhigenden Erlebnis den Menschen ins Theater oder ins Konzerthaus. Zu diesem Verlangen nach gemeinschaftlichem Erlebnis tritt sodann ein anderer, rein äußerer Grund, der das ungeheuer gesteigerte Vergnügungsbedürfnis erklären hilft: der Mangel an Kohlen, damit an Wärme und Behaglichkeit im eigenen Heim, die Unmöglichkeit der Bewirtung trieben während der langen Kriegsjahre die Menschen aller Bevölkerungskreise immer mehr für die Stunden der Vergnügung aus dem Hause, verwiesen sie auf Kaffeehaus, Kino, Klub usw., wo Wärme, Licht, Bewirtung, Gesellschaft zu finden waren. Endlich ein drittes: die Reaktion gegen alle Seelenängste und Wirtschaftsnöte der letzten Jahre gebär ganz notwendig dies Bedürfnis nach Ablenkung, Betäubung, nach Vergessen im Vergnügungsaussch. Diese Reaktion findet, je nach Bildungsgrad und Geistigkeit der Menschen, zwei Formen: die einen flüchten aus der qualvollen, bedrückenden Wirklichkeit in die edlere, schönere Welt des Scheins, in die Kunst, und von ihnen gilt das Wort Schillers:

In des Herzens heilig stille Räume  
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang;  
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,  
Und das Schöne lebt nur im Gesang.

Diese edle Flucht erklärt uns den in nie dagewesener Form gesteigerten Besuch der ernstesten Theater, der ernstesten Konzerte, Rezeptions- und Tanzabende, die gesteigerte Nachfrage nach ernstesten, ja nach schweren Büchern, den Erfolg von Schriften, wissenschaftlichen wie schöngeistigen, die in gewöhnlichen Zeiten nimmermehr zu einem größeren Publikum gesprochen hätten.

Auf der anderen Seite haben wir die unedle Betäubung, den Rausch und Taumel in der Flucht vor der grausamen Wirklichkeit. Dies Hilfsmittel, diese Vergnügungssucht der Ungebildeten — wozu auch sehr reiche Leute gehören können — das sich mit der Langeweile des „ungelernten Reichtums“ vereinigt (der Langeweile der über Nacht reich gewordenen Kriegsgewinnler, Schieber, Parvenus jeder Bevölkerungsklasse) sie schaffen die Seuche der Spielklubs, der öffentlichen Tanzböden, die mit ihren schauerhaften Plakaten das Straßenbild entstellen, sie schaffen gemeinsam den rohen „Vergnügungsbetrieb“ der Kabarets, Bars, Tingeltangel usw. und reißen aus allen Volkskreisen goldberauschte und goldlüsterne Opfer in ihre gefährlichen Wirbel. Neben dem Sorgenbrecher Alkohol ist die Weltverblenderin Venus — der Name „Eros“ hat hier zu edlen Klang — die Beherrscherin all dieser Feste. Die ungezügelte sexuelle Abenteuerlust der Tanzfeste mit ihren modernen Tänzen findet ihr Gegenstück in der Kinoseuche. Ursache und Wirkung, oder Angebot und Nachfrage, bedingen sich hier wechselseitig. Überall feiert in diesen Sphären des „Vergnügens“ Besitzgier und animalische Genußsucht ihre Triumphe — die Folgen der einen können wir nachschlagen in den Akten der Gefängnisse mit der fürchterlichen Fülle von regelmäßigen Einbrüchen, Diebstählen, Unterschlagungen, ja Raubmorden usw. —; die Folgen der anderen in den Büchern der Krankenhäuser mit der entsetzlichen Zunahme der Geschlechtskrankheiten. Daß an beidem die Jugend so beteiligt ist — welche trostlose Gewähr für eine Zukunft! Soll es so weitergehen?

Welche Ursachen dieses Vergnügungsbedürfnisses werden auch für die Zukunft maßgebend sein? — Die erste und die beste gewiß nicht, denn das Bedürfnis nach Gemeinschaftserlebnissen ist restlos

dahin: bei jedem Schrecken, bei jeder Not, die der Gesundheit droht, denkt jeder nur an sich. Der Horizont hat sich auf den Umkreis des Kochtopfes oder des Geldbeutels verengert, und es sind schon die Besseren und Besten, welche die Ereignisse der Welt und der Volkswirtschaft, die wir erleben, vom Standpunkt ihrer politischen Partei und ihrer Heimatprovinz aus betrachten. Im Parteigezänk ging der letzte Rest von Volksgemeinschaftsgefühl unter, werden in der kommenden Abstimmung vielleicht weite Heimatgebiete deutscher Menschen unwiederbringlich verlorengehen. Das schöne Wort „Volk sein heißt eine gemeinsame Not empfinden“ hat sich umgewandelt in die bange Frage: „Eine gemeinsame Not in selbstischen Gedanken nicht einmal mehr empfinden — heißt das noch: ein Volk sein?“

Der zweite Grund: daß durch die Unwirtlichkeit des Heims der Mensch zu den außerhäuslichen Vergnügungen, den edlen wie den gewöhnlichen, seine Zuflucht nimmt, wird noch lange wirksam bleiben, vor allem wird aber das dritte: das Verlangen nach Ablenkung aus der Alltagsnot, aus der Wirtschaftsnot des gesamten Volkes, auf Jahre hinaus ein ungewöhnlich gesteigertes Vergnügungsbedürfnis bedingen. Zudem: Angenehme Bedürfnisse kann sich der Mensch sehr schnell an, aber sehr schwer wieder abgewöhnen. Das ist einerseits ein Gewinn für die neue Lebensform und den neuen Geist. Die Freude am Theater, an Musik, an Büchern, an allen edlen und ernstesten Dingen der Kunst wird bestehen bleiben, wird wachsen, und sie bedeutet eine unserer wenigen großen Zukunftshoffnungen. Bestrebungen, die diese Kulturbewegung unterstützen, sind allenthalben vorhanden: wir berührten schon an früherer Stelle den Volkshausbund, der Stätten schaffen will für große Volksbibliotheken und Lesesäle, für Vortrags- und Musikabende usw.; die immer besser organisierten Gastreisen der Künstler in die kleinen Provinz- und Landstädte, die Landlichtspielgesellschaft gehörten hierher, die durch Wanderkinos mit besten Films dem platten Land die Reize der Großstadt schenken und der Landflucht entgegenwirken will, und vergessen sei auch nicht ein ganz groß angelegtes Unternehmen, der „Volksverband

der Bücherfreunde“, der auch in den kleinsten Orten seine Stätte aufschlägt und, sowohl durch Vortragsveranstaltungen wie vor allem durch Abonnementskauf von ihm selbst verlegter, guter und schön ausgestatteter Bücher, alter wie neuer, eine neue literarische Kultur bis in die ärmste Landarbeiterhütte tragen will.

Neben diesen Organisationen aber sollte jeder einzelne, der Menschenglück und Kulturentwicklung Deutschlands in alle Zukunft auch zu seiner eigenen Sorge macht, das Bedürfnis nach edler Vergnügung bei den Menschen seiner Umgebung, bei seinen Freunden und seinen Angestellten zu entwickeln trachten. Hier liegt eine nur scheinbar kleine Kulturaufgabe gerade der Hausfrauen: da nach den neuen Hausangestellten-Verträgen die Diensthöten allabendlich von 8 Uhr ab freie Zeit haben werden, so sollte man sie, voll Verständnis und Teilnahme, immer mehr auf Besuch von Konzert, Theater, Vorträgen hinweisen, ihnen aus der Zeitung mitteilen, was für Veranstaltungen in Betracht kommen, wie teuer sie sind, den Mädchen mit seinem Rat und seiner Erfahrung bei der Auswahl, bei der Beschaffung der Karten usw. zur Seite stehen — anstatt sie völlig uninteressiert ins Kino, auf den Tanzboden oder einfach auf die Straße gehen zu lassen! Durch Förderung aller Bestrebungen nach edlem Vergnügen schafft man ja nicht nur Glück, geistige Besitztümer, seelische Werte, sondern — eine bisher nie vorhandene, nie beachtete Nebenwirkung der Kunst — : man verhindert viele Übel.

Dieser Gedanke wird uns beraten können bei der zweiten, sehr viel schwierigeren Aufgabe — denn die möglichste Förderung aller edlen Vergnügungen ist, wie wir schon sahen, kein Problem an sich — bei der Aufgabe: wie kann der immer mehr entartenden Vergnügungssucht der großen Massen gesteuert werden? Daß diese Vergnügungssucht bestehen bleiben wird, erkannten wir ja schon, und daß die ständig wachsende Kostspieligkeit solcher Vergnügungen durchaus nicht abschreckt, eher anzieht, konnten die letzten Monate immer deutlicher lehren. Betrachten wir einen Augenblick diese Vergnügungsarten genauer. Die scheinbar harmloseste und dabei gefährlichste ist

das Kino. Dies schöne Mittel zu Freude, Belehrung, Unterhaltung ist zum schändlichen Geldgeschäft geworden, das mit den Trieben der Geldgier, Genußsucht, der Lüsternheit spekuliert. Der „Aufklärungsfilm“ ist so recht ein Beispiel dafür. Er ist zu dem moralischen Zwecke der Abschreckung geschaffen, aber ich glaube, kein Weiser der Welt hätte es sich je träumen lassen, daß es der Menschheit so anziehend ist, sich abschrecken zu lassen! Neben den schwülen Abenteuern der Liebe führt der Film fast ausschließlich die Welt des Reichtums, des Wohllebens vor; immer ist von Grafen, Autos, eleganten Hotels usw. die Rede. Man beobachtete einmal, wieviel der erfolgreichsten Films — wenn sie nicht gerade durch den Namen eines Dichters, wie Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd“, getragen werden — in der Luft der kleinen Leute oder gar der Armut spielen! Wie sehr der Film mit seiner dauernden Verherrlichung des Geldes und der Erotik gerade die Jugend verführt, sie zu Materialisten im doppelten Sinne des Wortes macht, lehren, wie schon gesagt, das ständig steigende Verbrechertum und die ständig zunehmenden Geschlechtskrankheiten der Jugend. Immer wieder, wenn man den Fällen solcher entgleister oder strauchelnder junger Menschen nachgeht, hört man die Antwort: Ja, das Kino! Das Kino, das recht eigentlich den Ersatz für die Unterhaltungslektüre der halbgebildeten Schichten abgibt, ist auch der Nachfolger der Schund- und Schmutzliteratur geworden. Es hat freilich seine großen Verdienste auf allen Gebieten der Belehrung und Bildung. Von allen seinen Möglichkeiten der anschaulichsten naturwissenschaftlichen, geographischen, kulturellen, historischen Belehrung und Bildung wollen wir hier schweigen. Diese Werte verschwinden fast vor der Gefahr der materialistischen „Kinosehuche“. Der heutzutage rasch erworbene und reiche Lohn der Jugendlichen gerade der einfacheren Schichten verwandelt sich schleunigst in kostbare Kleidung und rauschendes Vergnügen, und bald erleben sie als angenehme Wirklichkeit, was vorher nur aufreizendes Filmbild war: Kabarets, Bars, Tanzturniere und Spielklubs.

Die materialistische Verseuchung in ihrer rohesten Form hat alle Volksschichten gleichmäßig ergriffen: Angehörige reichster industrieller Kreise rühmen sich ihrer Spielleidenschaft und Erfolge im öffentlichen Jazzturnier ebenso wie die reich gewordene Schlächtermeisterfrau oder der durch die Revolution avancierte Proletariersohn. Diese Kreise zur Abkehr und zur Umkehr zu bewegen, ist wohl aussichtslos; und wenn man die Beredsamkeit eines Savonarola hätte. Was man darauf an Kraft und Gedanken und Zeit verschwendet, entzieht man nur der dringenderen und wohl nicht so aussichtslosen Sorge für die geistige Neuorientierung der Jugend. Von dem allgemeinen, materialistischen Größenwahn abseits zu stehen, scheinen nur einige ernste, aufstrebende Arbeiterkreise — obgleich deren Kinder so vielfach auf den falschen Weg geraten —, der wirtschaftlich so bedrohte Mittelstand und das Beamtentum, sowie die akademischen Kreise und große Schichten der Landbevölkerung.

Wie ist nun, im Sinne und zum Zwecke der neuen, gesunden, idealistischen Lebensform, der Kampf mit diesen — gerade in allen Vergnügungen mächtigsten — Kräften des Materialismus zu führen? — Die Möglichkeit, daß hereinbrechende Wirtschaftskatastrophen all dieser Vergnügungssucht einfach die Quelle, das Geld, abschneiden, möchten wir nicht eine Hoffnung nennen! Auf geistige, moralische Beeinflussung ist nicht zu zählen: wenn alle Kriegsnot die Menschen nicht ernster machte, wird das wirtschaftliche Elend der Heimat es auch nicht vermögen. Der Gedanke, daß eine unsichtbare Liga aller wirklich Gebildeten, vom Minister bis zur Heimarbeiterin, vom Parlamentarier bis zum Briefboten die Ächtung und Verachtung aller dieser Vergnügungen und derer, die ihnen huldigen, durchführte: daß jeder seinen Freunden, Bekannten ein selbstbewußtes und herablassendes: „Das mögt ihr tun! Mir ist das nicht ‚sein‘, sondern einfach ungebildet“ entgegenhielte: dieser Gedanke, so sympathisch er zunächst scheint, wird auch nicht viel vermögen, besonders da die frühere, unbewußt respektvolle Unterscheidung zwischen „Gebildeten“ und „Ungebildeten“ und die Ächtung

vor ihnen sich verwandelt hat in die viel respektvollere Unterscheidung zwischen „Reichen“ und „Armen“, besonders in den Kreisen, auf die es hier ankommt.

Es bleiben für den Kampf zu einer neuen Lebensform nur zwei Mittel: jenes schon erwähnte: durch möglichste Verbreitung und Verbilligung aller edlen Kunstfreuden (wozu ja auch die heiteren Theater, die heiteren Musikstücke und die lustigen Vortragsabende gehören) den rohen, gewöhnlichen Vergnügungen, die voraussichtlich immer teurer werden, den Boden abzugraben und damit die Menschen, vor allem die Jugend, zu der wahren Bildung zu erziehen, wie wir sie in einem früheren Kapitel besprochen. Indessen: tatsächlich sind viele Menschen für derlei Freuden nicht geschaffen, sondern brauchen zu ihrem „Vergnügen“ eben die Aufregung, die Spannung, den Nervenitzel, lauten Prunk und feierliches Gepränge, die Gegenwart vieler anderen Menschen, bunte Bewegtheit, — kurz das, was ein Berliner Ausdruck „Betrieb“ nennt. Daher kann das andere Mittel zur Bekämpfung der rohen Vergnügungen nur lauten: die gleichen Reize den Massen zu beschaffen in nicht künstlich erhöhten, sondern mehr natürlichen Vergnügungen: im geselligen Sport, in Sportfesten und großen, öffentlichen Sportwettkämpfen. Kein Zweifel, daß ein großes Wettschwimmen, ein Ringkampf, ein Pferde- oder Radrennen, eine Regatta dieselben Nervenspannungen, dieselbe Art des bunten Augenschauspiels, denselben „Betrieb“ bietet, wie das Glücksspiel oder andere rauschende Belustigungen. Der Kampf der natürlichen Kräfte miteinander, die Umgebung der freien Natur schaffen hier aber von vornherein eine auch innerlich reinere und gesündere Lust als die rotverhängten Lampen der Bars und Spielhöllen.

Man kann einwenden: gerade das Glücksspiel und der Tanzboden beweisen, daß der Mensch bei seinem Vergnügen nicht bloß erregter Zuschauer sein will — wie das doch bei den Rennen und Sportfesten der Fall ist — sondern, daß er mithandeln, mitspielen, seine Leibes- und Geisteskräfte persönlich mit einsetzen will. Dieser ganz berechtigte Einwurf führt auf den

zweiten Teil dieser Betrachtung, den wir „Erholung“ überschrieben haben.

Erholung als die Neubelebung, als der bewußte, freudige Besitz der eigenen körperlichen Kräfte, geht nirgends so sehr mit dem „Vergnügen“ Hand in Hand wie gerade bei allem Sport, den man selber ausübt. Die Spannungen und der Triumph des Sportkämpfers sind noch am ehesten denen des Glücksspieler zu vergleichen. Kein Wunder auch, daß Rennreitertum und Spielschulden so oft zusammentreffen.

Ich meine: wenn der Staat sich einsetzen will für die Moralität und die Gesundheit seiner Mitbürger, so soll er das nicht tun mit Verboten von Spielklubs und Tanzlokalen, die doch übertreten werden, sondern er soll lieber das öffentliche und private Sportwesen fördern, soll Preise stiften, soll Schausstellungen und Wettkämpfe fördern oder veranstalten, soll gerade schon der Jugend, auf dem Wege über die Schule oder über die Organisationen, Mittel oder Gelände zur Verfügung stellen für Tennis- oder Fußball- und Hockeyspiel, für Turnen, Rudern, Schwimmen, Reiten usw. Er hätte davon doppelten Vorteil: einmal dämmte man die verderblichen Vergnügungen ein, zweitens würde der Volksgesundheit aufgeholfen.

Eine kurze besondere Betrachtung verdient noch der Tanz. Das Tanzbedürfnis, das mit dem musikalischen und dem erotischen Empfinden so eng verbunden ist, kann man nicht durch Sport befriedigen. Wenn ein Volk oder ein Mensch den Trieb zum Tanze hat, dann muß man ihn tanzen lassen. Aber müssen es gerade die modernen Großstadttänze sein, die, von Kokotten und Apache erfunden, den Negern oder tropischen Mischvölkern nachgeahmt, mit sexueller Abgefemtheit und unlauterer Schwüle arbeiten? — Wie schön und befreiend sind die Volkstänze der Skandinavier, Polen, Russen! Auch den deutschen Volkstanz, der immer Singspiel und Tanzlied zugleich ist, gibt es ja noch, in den Schulen wird er neuerdings wieder gepflegt, im Wandervogeltum blüht er, und auf den Sommwendfesten der Studenten und Studentinnen tanzt man wieder diese Volkstänze, zu denen

man selber, während man sie aufführt, den Text mitsingt, obgleich, wie beim Schuhplattler, atemraubende Sprünge und größte Gleichgewichtskunststücke dabei gefordert werden. Die schwedischen, russischen, polnischen, schottischen Volkstänze sind auch in allen diesen Kreisen bekannt, und wenn der Staat bei uns der unheilvollen Tanzwut steuern will, so kann er es nur tun, indem er, als Mittel gegen die üble Tanz-Volksbewegung, diese Volkstänze zu einer „Volkstanz-Bewegung“ machen hilft, die er allenthalben, auf sommerlichen Festen im Freien oder in winterlichen Turnieren, fördern hilft. Für diese Bewegung ist die Jugend aller Kreise, dank des starken Anhanges der Wandervogelbewegung, ganz gewiß zu haben, und daß diese Tänze meist eine einfache farbig-ländliche dauerhafte Volkstracht verlangen — ich möchte das heuchlerische Wort „Kostüm“ vermeiden — daß sie nicht ein unsoliden, modisch elegantes, verführerisches Modekleid erfordern mit allem seinen unbezahlbaren Raffinement, ist noch ein besonderer Vorzug.

Die anderen Menschen nun, von denen eingangs die Rede war, die Gebildeten und die Älteren, die mehr die edlen Vergnügungen suchen und zur Fröhlichkeit harmlosen Tanzes nicht geneigt sind, werden ihre „Vergnügung“ im Besuch von Museen und Ausstellungen, Konzerten und Theatern, Rezitations- und Tanzabenden suchen. Es ist ein Jammer, daß gerade diese edlen Vergnügungen durch die neuen Luxussteuern für die großen Volkskreise, denen sie etwas bedeuten und immer mehr bedeuten sollten, so unerquicklich werden. — Serner aber werden die häuslichen Formen des geistigen Vergnügens immer ausgeprägter und bewußter gepflegt werden müssen. Da ist einmal die Hausmusik, da ist zweitens die Freude an der bildenden Kunst durch Bilder, Zeitschriften, Mappen und Sammlungen und drittens die häusliche Lektüre.

Das Wort „Hausmusik“ hat für viele Ohren barbarischen Klang, weil man immer an die klavierübende, dilettierende höhere Tochter dabei denkt. Wir möchten da hoffen und wünschen, daß die alberne Mode der Klavierstunden (sie ist augenblicklich dernier cri

gerade bei den „kleinen Leuten“ geworden, und ich hörte schon mehrere Fälle, daß Dienstmädchen beim Vermieten ausdrücklich das Recht zum „Klavierüben“ beanspruchen) aufhören möchte, daß nur wirklich musikalisch begabte Menschen das Anrecht auf ein Klavier bekämen, und daß man für harmlose musikalische Fröhlichkeit und das schöne Bedürfnis nach Begleitung zum Gesang immer mehr die Laute wählte. Die Laute ist — und hier kann aus der Not eine Tugend werden — heut immer noch erschwinglich gegenüber den schwindelnden Preisen für ein Klavier oder einen Flügel, sodaß Hoffnung besteht, sie möchte schon aus diesem Grunde die Klaviermode verdrängen. Sodann aber ist die Laute — die Gitarre, Mandoline oder Zither — ein musikalisch liebenswürdiges längt nicht so anspruchsvolles Instrument. Ein schlechter Klaviervortrag verärgert und verstimmt, denn er gibt sich mit musikalisch anspruchsvoller Geiste — über die Harmlosigkeit eines falschen, unreinen Lautenliedes geht man heiter und mit liebenswürdiger Toleranz hinweg. Drittens ersetzt die Laute, was das Klavier an größeren Möglichkeiten bietet, durch ihre Allgegenwart. Auf der Bergwanderung, im Dunkel des Parkes, bei der Bootsfahrt oder in der abendlichen Kinderstube ist die Laute eine getreuliche Gefährtin — das Klavier aber gleicht dem gelähmten alten Herrn in seiner unveränderlichen Stube, den man erst auffuchen muß. Endlich viertens: wieviel schöner und poetischer ist die Laute! Ein Mädchen, mit der Laute in das Sofa geschmiegt, durch den Garten wandelnd: welch Dorn für einen Maler, welch entzückende Vision für einen Dichter, Bilder und Verse des 18. Jahrhunderts lehren sie uns genug! — Wie nüchtern dagegen die Gestalt auf dem drehbaren Dreibein vor dem Tastenbrett, die später klanglos durch die Fluren draußen geht! — Man könnte vielleicht einwenden: das Klavier, bei dem jeder Ton und Halbton fest gegeben ist, nicht, wie bei den anderen Instrumenten, erst gesucht zu werden braucht, erleichtere die musikalische Leistung des nicht besonders Begabten und beuge damit manchem Dilettantismus vor. Darauf ist zu sagen: es ist ja nur zu wünschen, daß das leicht zu erlernende Klavier nicht allzusehr jedem Dilet-



tantismus zugänglich gemacht werde, und zweitens können wir Deutschen als das, wie man sagt, musikalischste Volk, es uns doch leisten, vor allem die schwierigeren Instrumente zu pflegen, bei denen der Ton erst vom sicheren Gehör und geübten Singer gesucht werden muß.

Also: wenn wir im Sinne unserer neuen Lebensform eine immer mehr fortschreitende musikalische Kultur auch im häuslichen Kreise fordern — und diese musikalische Kultur war die schönste, meistvollendete, ja vielleicht die einzige, die wir wirklich besaßen! — so verbinden wir diesen Ruf getrost mit dem „Los vom Klavier“, das unserer Zukunft im eigenen Heim allzu teuer sein wird, — und denken an Laute, Gitarre, Mandoline, Zither, an Cello, Geige und Bratsche, — vielleicht auch wieder mehr an die Flöte, gerade was die musikalische Erziehung der Knaben angeht. Friedrich der Große mit seiner Flöte und die Menzelschen Bilder des Flötenskonzerts sind uns wohl historische Erinnerungen, aber kein lebendiges Kulturgefühl mehr. Das müßte wieder neu erweckt werden, und der Knabe mit der Flöte und das Mädchen mit der Laute sollten als schönes Sinnbild über unserer neuen musikalischen Jugendkultur stehen! Die deutliche Bewegung zur Volkskunst, die in unserer Jugendbewegung, im Streideutschtum sich so stark ausdrückt, von der wir die Veredelung, Gesundung und Verallgemeinerung des Tanzes wiedererhoffen, sollten auch die musikalischen Volksinstrumente, Ocarina, Balalaika, Harmonika, Zither usw. zu neuem Leben verhelfen. — Zur edlen Vergnügung wird im Hause das stille Einzelspiel in der Dämmerung immer mehr gehören, oder der musikalische Familienabend, ebenso wie die regelmäßigen Trio- oder Quartettabende im kleinen Freundeskreise. Hier haben wir den Punkt, wo die Begriffskreise Geselligkeit und Vergnügung einander schneiden. Wie sehr planmäßige klassische oder moderne musikalische Bildung in diesen Formen gepflegt werden kann, wie sehr wirkliche Kultur und Bildung durch diese Formen der Vergnügungen gefördert werden, wie auch in der kleinsten Provinzstadt die Teilnahme am Geistesleben der Nation möglich ist, wie sehr gerade die Musik wirkliche

Lebenswerte und Herzensschätze über der verarmten Menschheit austreut: das braucht nicht gesagt zu werden. Von der seelischen Wirkung einer musikalischen Kultur auch in der Familie kann man sich in einer Zeit der seelischen Verrohung, der hier nach prickelnden Aufregungen und rauschender Oberflächlichkeit am meisten versprechen. — Was das außerhäusliche musikalische Vergnügen, den Konzertbesuch, angeht, so müssen wir wünschen und daran mitarbeiten, daß die ungeheuer gesteigerte Kostspieligkeit dieser Vergnügen durch Steuer, erhöhte Unkosten der Künstler usw. nach Möglichkeit wettgemacht werden durch Abonnementsabende, regelmäßige Zyklen, Vereinsermäßigungen, daß die verbilligte Stätte durch den Musiksaal eines „Volkshauses“ geschaffen werde usw. — Staat und Gemeinde werden in Zukunft die Mittel für derartige kulturpolitische Bestrebungen nicht opfern können, sondern sich allein auf die verschiedenartige soziale Fürsorge beschränken müssen. Infolgedessen wird den privaten Vereinigungen und Organisationen in allererster Linie eine wirkliche Kulturpolitik großen Stiles obliegen. — Die „Wohlfahrtspflege“ und ihr Verwandtes ist ja diesen Vereinigungen abgenommen worden durch die Revolution und als bewußte Aufgabe vom sozialistischen Staate und den Gemeinden usw. übernommen worden.

Aber weiter. Kommen wir zu den edlen Vergnügungen der bildenden Kunst. Ihre außerhäuslichen Formen: der Besuch von Museen und Ausstellungen sind in der Großstadt ja sehr leicht gemacht und könnten die wesentliche Vergnügung an den Sonntagsvormittagen der schlechten Jahreszeit bilden, wenn die Erholung des Wanderns, der Ausflüge, die Vergnügung durch den Sport unmöglich gemacht ist. Wanderausstellungen moderner Bilder in den Gemeindeschulen Groß-Berlins sind bisher ein bedeutender und hoffnungsvoller Ansatz zu einer bewußten Kulturpolitik in der bildenden Kunst — bisher glaubten ja Staat und Gemeinde genug getan zu haben, wenn sie ein Museum gründeten, es mit Bildern anfüllten und sich im übrigen den Teufel darum kümmerten, ob auch jemand hinging, sie zu be-

trachten, ja, es nicht einmal für nötig fanden, für einen kunsthistorischen Unterricht in den Schulen — den Gemeindeschulen, wie den Gymnasien — zu sorgen, während auf die Beschlagenheit in der Literaturgeschichte schon immer ausdrücklicher Wert gelegt wurde. — Die Idee der Wanderausstellung ist auch das Hauptmittel für die künstlerische Belebung der Kleinstädte und des platten Landes, die bisher so gut wie überhaupt nicht gepflegt wurde. Wenn durch die Hergabe von Schulaulen und durch Volkshausäle erst einmal die Stätten für Ausstellungen geschaffen sind, dürfte das Interesse der Bevölkerung diese Räume an Gegenständen, wie an Besuchern nie leer werden lassen, und Wanderausstellungen klassischer Bilder oder der verschiedenen neuen und neuesten Richtungen, Wander-Kollektivausstellungen einzelner Künstler — jener, die durch ein Jubiläum, eine öffentliche Auszeichnung usw. besonders im Mittelpunkt des Interesses stehen z. B. — sollten von Städtchen zu Städtchen wandern, und selbstverständlich auch mit kunstgewerblichen Ausstellungen, hygienischen Ausstellungen oder solchen der modernen Bücher und der modernen Graphik abwechseln dürfen. Wenn Staat und Gemeinde diesen kulturpolitischen Zielen keine Geldzuwendungen machen können, so sollten sie, wie nochmals betont sei, durch Hergabe von Gebäuden — Schulaulen, Kreishäusern, anderen Behörderäumen — sie nach Möglichkeit unterstützen. Wir glauben aber eines zu erkennen: während die Pflege der häuslichen musikalischen Vergnügungen in weiten Kreisen durch die öffentlichen Vergnügungen — den Konzertsaal, die Gesangsaufführungen usw. — angeregt und gefördert wird, liegt es bei der bildenden Kunst umgekehrt: wer nicht schon zu Hause die Freude an den Werken bildender Kunst hat und sie bewußt in seinem Kreise fördert und pflegt, der geht auch nicht in die Museen und Ausstellungen. Private Beschäftigung mit Bildern regt zum Besuche der öffentlichen Darbietungen bildender Kunst an, aber kaum umgekehrt. Deshalb ist es wiederum so wichtig, hier zunächst die Kulturaufgaben des eigenen Heims zu erkennen und ihre Erfüllung zu fordern. Das Verhältnis zur bildenden Kunst, das künstlerische Empfinden überhaupt ist den

größten Volkskreisen verlorengegangen — würden sonst selbst bei „besseren Leuten“ so abscheuliche Kitschbilder, handgemalte und gedruckte Wiedergaben an den Wänden hängen; würden sonst so abscheuliche Kupfergeräte, Vasen, Schrankverzierungen, Möbel und Nippsachen das deutsche Heim verschandeln? — Wichtig ist da, daß zunächst einmal das Verhältnis zum Schönen wiedererweckt wird, und hier hat die Schule mit wenigstens einer Stunde kunstgeschichtlichen Unterrichts in der Woche, mit Führungen durch Ausstellungen usw. einmal den Anfang zu machen. Wenn heutzutage so lebhafter Streit hin und her geht um das Für und Wider des Moral- und des Religionsunterrichts, wenn die seelische Bildung der Jugend, ihre „Erziehung“, angesichts der trostlosen Verwahrlosung für wichtiger erachtet wird als die wissenschaftliche Bildung — die Menge des zu bewältigenden „Lernstoffs“ war ja bisher der einzige Maßstab und Gesichtspunkt bei allen Schulreformen! —, so sollte eine Kulturpolitik, die mit vollem Recht die Moralität ihrer Staatsbürger für wichtiger hält als ihre wissenschaftliche Beschlagenheit, mit allem Nachdruck das Verständnis für die Kunst, das Verhältnis zum Schönen als wesentliches und wichtiges, wertvolles Bildungsmittel der Seele schon in den Schulen pflegen und fördern. Könnte zum mindesten ein fakultativer Kunstgeschichtsunterricht an den Winternachmittagen mit Lichtbildvorführungen — eine Schule an jedem Ort sollte einen Projektionsapparat besitzen — mit einem Vortrag des betreffenden Lehrers über die verschiedenen Künstler und Kunstepochen der einzelnen Jahrhunderte und Völker nicht schon viel Gewinn bringen? — Auch die behördliche Unterstützung der Wanderkinos sollte diesen Gesichtspunkt im Auge behalten. Allerdings ist bei all diesen Dingen zu berücksichtigen, wie sehr der Geldsack des Interessenten und Unternehmers sich oft allen kulturpolitischen Forderungen entgegenstemmt. So lasen wir kürzlich z. B. in einer nur für Kinofachleute bestimmten Zeitschrift, daß die Lichtspieltheaterbesitzer in Pommern und beiden Mecklenburg in einer Eingabe an die Behörden gefordert haben, Wanderkinos dürften nicht in Orten auftreten, die schon ein festes Lichtspiel-

theater besitzen. Was ist letzten Endes die Wirkung? — Die Jugend wird gezwungen, dem Geldsack jener Unternehmer zuliebe ihre geistige Nahrung aus sensationslüsternen Detektivgeschichten und sexuell parfümierten Gesellschaftsfilms zu beziehen — und die Teilhaftigkeit an den edelsten Kulturschätzen der Jahrhunderte wird ihr künstlich entzogen.

Man halte den Gedankengang, ja, die Forderung: Erweckung, Betätigung des Kunstsinns zur Bekämpfung der Amoralität nicht für eine Utopie. Ein Beispiel dafür, wie sehr, wieviel mehr vielleicht als alle religiöse und moralische Unterweisung, das lebendige Verhältnis zur Kunst gerade die scheinbar härtesten, unzugänglichsten Gemüter: nämlich Sürsorgezöglinge aus dem schlimmsten Berlin zu beeinflussen vermag, ein Beispiel dafür bietet das Berliner Städtische Erziehungsheim „Lindenhof“ in Lichtenberg. Die ganze äußerlich sichtbare und seelisch sehr schnell fühlbare Atmosphäre dieser Anstalt, ihre von den Zöglingen selbst geschriebene, mit Zeichnungen geschmückte, selbstgedruckte Monatschrift „Lindenblätter“, die ausgeprägt künstlerische Persönlichkeit ihres erfolgreichen und bedeutenden Leiters sind für jeden Fremden ebenso überraschend wie beglückend und lassen dem Besorgten, von Zweifeln Niedergedrückten es wie Schuppen von den Augen fallen, sodaß als freudige Überzeugtheit die Erkenntnis vor ihm aufleuchtet: Es gibt gangbare Wege, die aus allem Irrsinn des Materialismus und der Verderbtheit hinausführen ins Freie! Eine solche freudige Überzeugtheit ist vielleicht das Kostlichste, was einem an Deutschland und seiner Zukunft Verzagten heute geschenkt werden kann.

Sragen wir uns aber nun ganz praktisch: wie soll nun im Einzelfalle neben der Anregung durch die Schule — und mehr als Anregung und Erweckung des Interesses wird sie ja kaum bieten können —, und neben dem außerhäuslichen Vergnügen an aller bildenden Kunst durch den Besuch von Museen und Ausstellungen, wie soll das eigentliche Verhältnis zur Kunst, zum Schönen überhaupt innerhalb des eigenen Heims gepflegt werden? — Wie soll dieser Teil des Kapitels „geistige Vergnügung“ aus-

sehen? — Nur die wenigsten haben doch heute die Möglichkeit, ihr Heim mit dem schönsten und edelsten Hausrat, kostbaren Möbeln, Stoffen, Geräten, Kunstwerken, mit wertvollen Bildern auszustatten, haben das Geld, in ihren Mußestunden Stiche oder Miniaturen zu sammeln, in kostbaren Werken der Kunstgeschichte zu lesen, Mappen mit Bildwerken zu sammeln usw. — Wie ist die Freude an der Kunst im eigenen Heim ohne große Geldmittel heute möglich? — Unsere Antwort lautet: durch möglichste Verbreitung und Allgegenwart der Kunstwerke, indem man sich um ihre vollkommensten und möglichst billigsten Wiedergaben bemüht — Künstlersteinzeichnungen, die Wiedergaben des Teubnerschen Verlages, die Bestrebungen von „Kunstwart“ und „Werkbund“, modernen graphischen Verlagsanstalten usw. sind hier als allenthalben bekannte Träger dieser Bewegungen zu nennen; zweitens durch die laufende Lektüre regelmäßig entliehener Zeitschriften, drittens durch Entlehnung von kunstgewerblichen und kunstgeschichtlichen Werken, Sammelmappen usw. Eine Bibliotheksorganisation ist nötig, die so viel benutzt und allgemein bekannt werden müßte wie die Roman-Leihbibliothek. Im Zusammenhange mit dem nächsten Absatz unseres Kapitels, dem Vergnügen an der Dichtkunst, sei hier hingewiesen auf einen unseres Wissens noch recht unbeachteten Punkt: auf die Kulturaufgabe des deutschen Buchhändlers in der deutschen Zukunft. Jeder, der einmal eine längere Zeit in einer Kleinstadt gelebt hat, weiß, daß dort das Schaufenster des Buchhändlers den Brennspiegel des geistigen Lebens draußen in der Welt darstellt oder darstellen kann — weiß, daß diese Stätte meist die einzige ist, wo man die Quellen des politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen, literarischen Lebens fließen sehen und aus ihnen schöpfen kann, wo man sich wirklich dem großen Strom der Welt draußen verbunden fühlt. Wie oft aber versagt der Buchhändler, indem nur ein paar konventionelle, allerorts übliche Unterhaltungsrömane und langweilige Zeitschriften dort ausliegen, indem man die neuesten Dichtungen des In- und Auslandes, politischen Zeitschriften, Broschüren, wissenschaftlichen Bücher, Essaysammlungen usw.

überhaupt nicht zu Gesichte bekommt. Und wenn man den Eindruck hat, die Buchläden der Provinzstädte spiegelten so recht die Unbeträchtlichkeit, den Stillstand und die lederne Langweiligkeit des geistigen Lebens in der Provinz wider, so ist doch zu bedenken, inwieweit Ursache und Wirkung hier nicht auch umgekehrt liegen, wieweit, da sich ja Angebot und Nachfrage immer wechselseitig bedingen, nicht eine größere literarische Belebtheit und, sagen wir ruhig, geistige Bedeutung des Buchhändlers hier das Leben der von ihm geistig gespeisten Menschenkreise anfeuern, manchmal vielleicht auch entflammen, jedenfalls aber lenken und mit immer neuen Kräften und Spannungen erfüllen könnte. Wenn das Schaufenster wirklich alle Regenbogenfarben des gegenwärtigen geistigen Lebens der Nation wider spiegelt, wenn — wie es in Berlin z. B. schon an einigen Stellen geschieht — an manchen Abenden in den Räumen der Buchhandlung eine Vorlesung aus allerjüngst erschienenen Werken veranstaltet wird, deren Bekanntheit das Publikum auf diesem persönlichen, unverbindlichen Wege macht — Menschen, die eine verkappte rezitatorische Neigung und Begabung in den Dienst solcher Unternehmungen stellen, gibt es allenthalben —: wenn derartige Unternehmungen, deren Unkosten durch ein geringes Eintrittsgeld ja gedeckt werden können, und die ja auch einen Reklamewert für den betreffenden Buchhändler haben, immer mehr von tätigen Köpfen ins Leben gerufen werden, so würde das einen unschätzbaren Gewinn für die deutsche Geisteskultur bedeuten. Denken wir auch nur an die vielen abgetretenen, vom Fremdland angetriebenen oder durch Abstimmung ihm zufallenden Gebiete mit ausgeprägt deutschen Bevölkerungsteilen. Wenn — von Wiedergewinnung ganz zu schweigen — überhaupt ein Erhalten deutscher Macht in diesen Gebieten möglich ist, so nur auf diesem geistig-kulturellen Wege. Der politische wird ja versperret bleiben; dem geistigen dürfen die fremdländischen Behörden, wenn sie das Brandmal nationalitätlicher Unterdrückung nicht auf sich laden wollen, nicht entgegen treten. Ganz gewiß wird auch die praktische Lebensnotwendigkeit den Buchhändlern in den Gebieten des politischen —

und zunächst nur politisch verlorenen — Deutschtums den Verkauf der fremdländischen Bücher gebieten — desto größer wird aber auch ihr Kredit bei der Gesamtbevölkerung sein. Es erhebt sich zudem die kulturpolitisch gewiß nicht belanglose Frage, wieweit geistig bedeutende und geistig interessierte Söhne des so sehr verarmten Mittel-, Beamten-, Pfarrerstandes usw., die früher studieren konnten und sich in Zukunft einen kaufmännischen Beruf wählen müssen, nicht gerade ganz bewußt den des Buchhändlers wählen sollten, wo alle geistigen Neigungen und Begabungen viel eher gestillt werden und weit fruchtbringender zum Nutzen des geistigen Allgemeinwohles sich entfalten können als etwa in Zweigen des Bankwesens oder der Industrie.

Auf unser engeres Thema von der Kunstfreudigkeit angewandt, würde die besondere Aufgabe des Buchhändlers also lauten: einmal dem Journallesezirkel — einer in der Provinz ebenso verbreiteten wie einträglichen Sache — immer mehr auch die vielen, teils sehr schönen, Kunst- und Kunstgewerbezeitschriften zuzuführen, die ja bisher bei uns leider von einem viel zu kleinen Kreise der nur Sachinteressierten gelesen werden. Sie können überraschend viel ästhetische Bildung und kulturellen Einfluß verbreiten, falls man sie einmal in einem bestimmten Kreise kennengelernt hat und regelmäßig verfolgt. Von hier aus ist auch die neue ästhetische Ausgestaltung des Heims zu erwarten. Anerkennend sei auch hier der vielen Familienzeitschriften gedacht (wie „Daheim“, „Gartenlaube“, „Westermanns Monatshefte“, „Delhagen & Klafings Monatshefte“, „Die Bergstadt“ usw.), die regelmäßige, mit schönen Wiedergaben geschmückte, von sachkundiger Feder geschriebene Aufsätze über die neue Kunst veröffentlichen.

Parallel mit der nachdenklichen Teilnahme an dem Neuesten in Kunst und Kunstgewerbe durch den regelmäßigen Journallesezirkel müßte das Studium der einzelnen klassischen und modernen Künstler und Kunstepochen laufen, indem die regelmäßige Entlehnung von Kunstblätter-sammlungen, Bildermappen, Monographien usw. genau so bequem gemacht und verbilligt wird

überhaupt nicht zu Gesichte bekommt. Und wenn man den Eindruck hat, die Buchläden der Provinzstädte spiegeln so recht die Unbeträchtlichkeit, den Stillstand und die lederne Langweiligkeit des geistigen Lebens in der Provinz wider, so ist doch zu bedenken, inwieweit Ursache und Wirkung hier nicht auch umgekehrt liegen, wieweit, da sich ja Angebot und Nachfrage immer wechselseitig bedingen, nicht eine größere literarische Belebtheit und, sagen wir ruhig, geistige Bedeutung des Buchhändlers hier das Leben der von ihm geistig gespeisten Menschenkreise anfeuere, manchmal vielleicht auch entflammen, jedenfalls aber lenken und mit immer neuen Kräften und Spannungen erfüllen könnte. Wenn das Schaufenster wirklich alle Regenbogenfarben des gegenwärtigen geistigen Lebens der Nation widerpiegelt, wenn — wie es in Berlin z. B. schon an einigen Stellen geschieht — an manchen Abenden in den Räumen der Buchhandlung eine Vorlesung aus allerjüngst erschienenen Werken veranstaltet wird, deren Bekanntheit das Publikum auf diesem persönlichen, unverbindlichen Wege macht — Menschen, die eine verkappte rezitatorische Neigung und Begabung in den Dienst solcher Unternehmungen stellen, gibt es allenthalben —: wenn derartige Unternehmungen, deren Unkosten durch ein geringes Eintrittsgeld ja gedeckt werden können, und die ja auch einen Reklamewert für den betreffenden Buchhändler haben, immer mehr von tätigen Köpfen ins Leben gerufen werden, so würde das einen unschätzbaren Gewinn für die deutsche Geisteskultur bedeuten. Denken wir auch nur an die vielen abgetretenen, vom Fremdland annettierten oder durch Abstimmung ihm zufallenden Gebiete mit ausgeprägt deutscher Bevölkerungsteilen. Wenn — von Wiedergewinnung ganz zu schweigen — überhaupt ein Erhalten deutscher Macht in diesen Gebieten möglich ist, so nur auf diesem geistig-kulturellen Wege. Der politische wird ja versperert bleiben; dem geistigen dürfen die fremdländischen Behörden, wenn sie das Brandmal nationalistischer Unterdrückung nicht auf sich laden wollen, nicht entgegen treten. Ganz gewiß wird auch die praktische Lebensnotwendigkeit den Buchhändlern in den Gebieten des politischen —

und zunächst nur politisch verlorenen — Deutschlands den Verkauf der fremdländischen Bücher gebieten — desto größer wird aber auch ihr Kredit bei der Gesamtbevölkerung sein. Es erhebt sich zudem die kulturpolitisch gewiß nicht belanglose Frage, wieweit geistig bedeutende und geistig interessierte Söhne des so sehr verarmten Mittel-, Beamten-, Pfarrerstandes usw., die früher studieren konnten und sich in Zukunft einen kaufmännischen Beruf wählen müssen, nicht gerade ganz bewusst den des Buchhändlers wählen sollten, wo alle geistigen Neigungen und Begabungen viel eher gestillt werden und weit fruchtbringender zum Nutzen des geistigen Allgemeinwohles sich entfalten können als etwa in Zweigen des Bankwesens oder der Industrie.

Auf unser engeres Thema von der Kunstfreudigkeit angewandt, würde die besondere Aufgabe des Buchhändlers also lauten: einmal dem Journallesezirkel — einer in der Provinz ebenso verbreiteten wie einträglichen Sache — immer mehr auch die vielen, teils sehr schönen, Kunst- und Kunstgewerbezeitschriften zuzuführen, die ja bisher bei uns leider von einem viel zu kleinen Kreise der nur Sachinteressierten gelesen werden. Sie können überraschend viel ästhetische Bildung und kulturellen Einfluß verbreiten, falls man sie einmal in einem bestimmten Kreise kennengelernt hat und regelmäßig verfolgt. Von hier aus ist auch die neue ästhetische Ausgestaltung des Heims zu erwarten. Anerkennend sei auch hier der vielen Familienzeitschriften gedacht (wie „Daheim“, „Gartenlaube“, „Westermanns Monatshefte“, „Delhagen & Klasings Monatshefte“, „Die Bergstadt“ usw.), die regelmäßige, mit schönen Wiedergaben geschmückte, von sachkundiger Feder geschriebene Aufsätze über die neue Kunst veröffentlichen.

Parallel mit der nachdenklichen Teilnahme an dem Neuesten in Kunst und Kunstgewerbe durch den regelmäßigen Journallesezirkel müßte das Studium der einzelnen klassischen und modernen Künstler und Kunstepochen laufen, indem die regelmäßige Entlehnung von Kunstblättersammlungen, Bildermappen, Monographien usw. genau so bequem gemacht und verbilligt wird

wie schon die Romanlektüre durch die Leihbibliothek. Durch Verkauf der einzelnen Nummern an Privatpersonen oder an Krankenanstalten, Behörden, Wartezimmern von Ärzten usw. würden sich dem Buchhändler die Untkosten für die teureren Bücher und Zeitschriften ausgleichen können. Daß drittens auch die allgemeinverständlichen wie fachwissenschaftlichen, kunstgeschichtlichen und kunstgewerblichen Werke immer mehr zum Inhalt der Leihbibliotheken gehören müssen um so auch von dieser Seite her Verständnis und Freude am Schönen den allerweitesten Volkskreisen zu vermitteln, versteht sich von selbst.

Ganz den gleichen Gedankengang, wie für das häusliche Vergnügen an der Kunst, können wir für das Vergnügen an der Dichtung gelten lassen. Ganz ebenso handelt es sich hier um dreierlei: um Teilnahme an dem gegenwärtigen literarischen oder künstlerischen Leben durch Verfolgen der Zeitschriften, um Hingabe an die Werke selber durch Betrachtung der Bilder oder Lesen der Dichtungen, endlich um bewußtes Verständnis von Werk und Künstler, von Dichtung und Kunst, überhaupt durch das Studium der „bildenden“ und „belehrenden“ Werke darüber. — Wieweit nun die praktische Organisation dieser Vergnügungen dem persönlichen Unternehmungsgest des Buchhändlers oder privaten Vereinigungen („Lesekränzchen“ usw.) oder deren beider Zusammenwirken mit den „Volkshäusern“, mit Staats- und Gemeindebibliotheken überantwortet werden muß, wird sich von Fall zu Fall selber ergeben. Wir wollen hier nur nochmals betonen, daß der mit sozialpolitischen Aufgaben überlastete Staat für derartige kulturpolitische Bestrebungen immer weniger Zeit und Geld hat, daß hier vielmehr Verantwortung und Aufgabe den einzelnen obliegen, und zwar besonders den Gebildeten, die, wie wir ganz im Anfang schon sahen, die in erster Linie und eigentlich berufenen Führer zu einer neuen idealistischen, kulturell bedeutenden Lebensform sind.

Noch ein Wort über die äußere Form dieser häuslichen Vergnügungen an Musik, Kunst, Dichtung. Ihre Zeit wird ganz naturgemäß in den Abendstunden liegen, wenn die Pflicht des

Alltags erledigt ist und die Seele endlich frei wird für die schönen und erhebenden Dinge. Das Wort: „Um des Lichts gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner“ wird eine ganz neue Lebendigkeit erhalten; denn bei unserer heutigen Wirtschaftslage wird des Lichts gesellige Flamme — sei sie nun von Elektrizität, Gas, Acetylen, Spiritus oder Petro'eum gespeist — immer teurer, so daß sich ganz von allein die Sammlung um möglichst nur eine Flamme ergibt. Wenn aber jene geistigen Vergnügungen mit der Tatsache jener „einen“ Flamme sich vereinigen: welcher bedeutungsvoller Gewinn für ein erneutes Familienleben, für eine geistige Geselligkeit!

Man meine nicht, die Bilder im Ludwig-Richter-Stil aus der guten alten Zeit, die wir hier heraufbeschwören, seien allzu spießbürgerlich, altmodisch, paßten nicht in die moderne Zeit, und ihre Verwirklichung wäre höchst langweilig. Demgegenüber müssen wir immer wieder sagen: die Langweiligkeit und Spießbürgerlichkeit liegt nicht in den Formen an sich beschlossen (Samilienabend, Kränzchen, Damentasse usw.) — denn wie unterhaltend und geistig bedeutend diese häuslichen Formen edler Vergnügung mit Musik, Kunst, Dichtung im häuslichen Freundeskreis sein konnten, beweisen uns zahllose Memoiren, die Briefe aus der Goethezeit usw. —, sondern die Langweiligkeit und Spießbürgerlichkeit liegt in dem Geiste, der diese Formen erfüllen und beleben sollte. Nach der feinen geistigen Kultur der äußerlich so armen Zeit in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts blieben deren Formen wohl erhalten; aber der Geist, der sie erfüllte, wich mit dem Zeitalter der Maschinen und des Kapitalismus immer mehr einem öden Materialismus, einer unfruchtbaren, sensationsuchenden Oberflächlichkeit, — kein Wunder, daß man dann statt des Geistes die Formen als spießbürgerlich und langweilig verschrie und die anderen die lauten, außerhäuslichen Vergnügen in öffentlichen Bällen, Konzerten usw. nur noch als solche gelten lassen wollte. Wir aber wollen ja von der ersten bis zur letzten Seite dieser Betrachtungen nicht die Umrisse der äußeren neuen Lebensform aufzeichnen, sondern uns liegt vor allem daran,

auch den neuen Geist zu zeigen, aus dem diese neue Lebensform erschaffen, von dem sie erfüllt wird. Was sieht's uns dabei an, wenn wir auf einzelne Formen früherer Zeiten dabei zurückgreifen müssen? Im Gegenteil, wir sind nicht so von der Emporkömmlingsucht nach dem „Neuesten“ befallen, daß wir nicht besondere Freude und besonderen Stolz dabei empfinden, auch geistige Güter und Formen der Lebenshaltung als beste Schätze vergangener Jahrhunderte zu übernehmen. Genau so wenig, wie es als „altmodisch“ verschrien ist, statt der neuesten Expressionisten, die Bilder oder Dichtungen aus dem Mittelalter zu lieben und zu sammeln, genau so sollte es ernst genommen und anerkannt werden, wenn jemand in seiner Lebensform auf frühere Zeiten zurückgreift, und wenn es das Tabatskollegium oder das Damenkränzchen ist.

Wir gehen sogar in unseren altmodischen Gelüsten noch weiter: Aller Gewinn des Achtstundentages, so sagten wir an anderer Stelle, gehört in erster Linie dem Heim und dem Familienleben. Wenn die allgemeine Knappheit und Armut an Kohlen die Hausbewohner um des Lichts gesellige Flamme zu geistigem Vergnügen scharf, so wird noch ein anderes hinzukommen: der größte Teil der Deutschen wird in seinen Mitteln sehr beschränkt sein, die Ausgaben für neue Kleidung und Unterkleidung werden ihm immer empfindlicher sein. Was ist da natürlicher, als daß jene Abendstunden des geistigen Vergnügens nach Möglichkeit noch von den Frauen zum Gliden oder Stopfen oder zu Näh- und Strickarbeiten ausgenutzt werden? Die Löhne für zeitweilige Hilfskräfte, die solche Arbeit verrichten, werden im selben Maße unerschwinglicher wie die Neuanschaffungen. (Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch bemerken, daß in Zukunft, wenn es selbstverständlich bleibt, daß Mutter oder Schwester dem Manne oder dem Bruder das Unterzeug und die Strümpfe zurechtgliden, es ebenso selbstverständlich werden muß, daß der Vater oder Bruder ihnen dafür — wie es ja in vielen Familien schon heute üblich ist — das Schuhzeug zurechtsohlen und -riestern lernt.) Wir brauchen ja künftighin nicht nur die Art im Haus; auch der

eiserne Schusterfuß, die Klemmzange usw. werden da sein müssen, denn es gilt ja, nicht bloß den Zimmermann zu ersparen! Kein Zweifel, daß wir, als Tugend dieser Not, einen praktischeren Sinn, eine erhöhte Lebenstüchtigkeit und Lebenssicherheit gegenüber vielfachen Zuständen von heute einheimen könnten! —

Aber nun weiter. Die geistigen häuslichen Vergnügungen sind, wie wir erkennen, der Punkt, wo die Begriffstreife Familienleben, Geselligkeit, Vergnügung einander berühren und durchdringen: das Glidkränzchen von Freundinnen, bei dem regelmäßig vorgelesen wird, der abendliche Familientreis gehören ebensogut hierher wie der zufällige gesellige Abendzirkel, in dem man sich mit der Betrachtung von Bildern und Stichen unterhält. — Je nach der verschiedenen Begabung in den Familien und den gemeinsamen Interessen eines Freundestreiches wird der Gegenstand des Vergnügens Musik, bildende Kunst oder Dichtung sein. Ein besonderes Wort aber verdient innerhalb des Kapitels „Vergnügen“ noch über die Lektüre gesagt zu werden. Zum Vorlesen geeignete „gesellige Lektüre“ sind unseren Beobachtungen nach vor allem neben den allgemeinverständlichen wissenschaftlichen Werken der Geschichte, Geographie, Kunst, Literatur usw. Memoiren, Biographien, Reisebeschreibungen usw. sowie alle leichteren und unterhaltenden Romane. Dem tieferen persönlichen Erlebnis, das wirkliche Dichtung bedeutet, aber gibt man sich viel lieber und besser allein hin, und die zarten und schwerblütigen Romane der wirklichen Dichter und ihre Lyrik werden immer der Gegenstand der einsamen und stillen Lektürestunden sein. Die Zeitschriften, die lockerste Art der Lektüre, die Unterbrechung und Ablenkung am besten verträgt, kommen dagegen für Familienabende, bei denen geflickt, geschustert oder sonstwie gebastelt wird, in erster Linie in Betracht.

Die eine stille, ganz einsame Stunde der Einteilung in sich selbst, des geistigen Erlebnisses — bestehe sie nun in nachdenklichem Spaziergang, in der Nachmittagsruhe auf dem Sofa mit einem Buche in der Hand, in dem Musikspiel in der Dämmerung: diese eine stille Stunde sollte, innerhalb der neuen Lebensform, jeder Tag

jedes einzelnen haben, und sie ist genau so eine anspruchsvolle, berechnete Forderung, wie die jenes Königs Heinrich von Frankreich, jeder Bauer solle am Sonntag sein Huhn im Topfe haben. Hier berühren wir den Gedankenkreis, der sich um den Begriff „Erholung“ zieht, und wir werden bald noch genauer darauf zurückkommen.

Sei dem aber wie immer: eine idealistische Lebensform muß verlangen, daß auch jeder einzelne Staatsbürger täglich seine halbe Stunde Zeit zur Lektüre habe, eine halbe Stunde ganz gleich, ob allein oder im geselligen Kreise — an ein Buch, an geistige Dinge sich hingebend. Manchem wird diese Forderung übertrieben und vor allem innerlich wertlos scheinen; ich will aber meinen, sie hat die größte staatsmännische und volkswirtschaftliche Bedeutung. Wenn es jedem einzelnen im Volke vergönnt ist, eine halbe Stunde am Tage sich rein geistigen Dingen hinzugeben und aus dem engbegrenzten, alltagsstaubigen Ichbezirk hinaus in die berauschend leichte Luft von der Kunst geformter, seelischer Erlebnisse oder bedeutender Gedankenreihen sich emporzuheben: welche Reinigung, Befreiung und Beflügelung des Menschengesistes überhaupt! Welch Reservoir immer erneuerter Schwungkraft für die heute durch allzuviel Alltagsstaub gedemütigte Menschenseele! Schenkt jedem täglich seine halbe Stunde sein Buch, dann werden die großen Zukunftsaufgaben ein besser, idealistisch gesonnenes, geistig bedeutsameres Geschlecht vorfinden! Das ist unsere ideale Forderung. Sie bedeutet, ins Allgemeine umgeschrieben, nichts anderes als die Erkenntnis: nur der Geist, nur die Loslösung vom engen Ich, kann jene Ichsucht und Ichbeschränktheit, jene Egozentrität, die die letzte Grundlage des Materialismus ist, wieder aufheben. — Wie das Wissen um die lesenswürdigen Bücher zu erlangen ist, haben wir weiter oben und in den Gedankengängen über „Bildung“ anzudeuten versucht. Nun noch ein paar Worte über das Lesen selber:

Wie jeder Genuß, so will auch das Vergnügen des Lesens gelernt, gepflegt, entfaltet werden. Es geht nicht an, daß man

ein paar Tage lang gierig, wo man geht und steht, beim Essen oder bei irgendwelchem Zusammensein mit anderen, auf einer Stuhlfante hochend sich über seinen Schmöcker beugt und wie ein Traumwandelnder durch seine Tage läuft, um dann vielleicht wochenlang überhaupt kein Buch anzurühren. Eine wohlervogene Stetigkeit, eine weise Beschränkung sind auch hier, wie überall, die Grundsteine alles Vergnügens und Genusses. Die Stunde der Lektüre sollte regelmäßig dieselbe sein: um im Rhythmus des Tages sicher zu schreiten, muß man wissen, wo man regelmäßig seinen geistigen Akzent zu erwarten hat, und das praktische Leben wird ja von vornherein einem jeden — sei es auf langer Bahnfahrt zur Arbeitsstätte, sei es die Nachmittagsstunde auf dem Sofa, sei es die einsame oder die gesellige Abendstunde — eine solche bestimmte Stunde des Buches vorschreiben. Wie sehr Erinnerung und Vorfreude im Gedanken an das Buch, das man liest, den Tag unsichtbar beleben und beflügeln, weiß wohl jeder aus Erfahrung. Sodann: man sollte nicht alles wahllos herunterlesen, was der Tag einem bringt, sondern eine, wenn auch abwechselnde Planmäßigkeit in seine Geistesversorgung bringen. Auf den Unterschied zwischen Unterhaltungsromanen und Romandichtungen wiesen wir schon an anderer Stelle hin und wollen hier zugeben, daß jeweilige Stimmung, wie Charakteranlage, Beruf und Neigung den einen mehr zu diesen, den anderen mehr zu jenen Büchern bestimmen mögen. Aber ein paar Beispiele von solcher „Planmäßigkeit“ seien genannt: entweder man gibt sich z. B. ganz bewußt einem bestimmten Dichter hin und liest nacheinander verschiedene seiner Werke, so daß seine ganze Persönlichkeit, die Atmosphäre seiner Werke, viel reicher, farbiger auf das Gemüt einströmt, als wenn, durch Pausen von Jahren und andere Lebenslagen getrennt, einmal dies, gelegentlich ein anderes Werk zu uns spricht. Oder aber, man liest um einer bestimmten historischen Atmosphäre willen, die man sich nahebringen möchte, verschiedene Bücher, die im gleichen Zeitraume sich abspielen, und greift etwa zu Hermann Bangs „Tine“, wenn man dem seelischen Erlebnis des Krieges von 1864 nachspüren will. Oder aber es treibt einen, mit



der Atmosphäre dieser oder jener gesellschaftlichen Schicht sich zu durchdringen, und man greift daher zu Patrizierromanen, wie Thomas Manns „Buddenbrocks“, Ricarda Huchs „Ludolf Ursleu“ oder Cäcilie von Tormays Buch „Das alte Haus“; oder wieder man atmet in den Büchern Selma Lagerlöfs und Ludwig Thoma's bäuerliche Luft, oder man studiert die sozialen Romane aus der literarischen Revolution der achtziger Jahre. Ein drittes Beispiel: man macht die ganz verschiedene physische, kulturelle, seelische Eigenheit der verschiedenen deutschen Landschaften zum Gegenstand seines geistigen Erlebnisses, indem man einem bewußten Zusammenhange die Bücher — vornehmlich sind es Frauenbücher — liest, die ganz aus der Seele einer Landschaft und der Kultur eines bestimmten Menschenschlages erwachsen sind. Es seien etwa genannt die Bücher der Ostpreußerin Katharina Botzky, der Westpreußerin Klara Siewert, die posenschen Werke Klara Diebigs neben dem schlesischen Atem der Werke Juliane Karwaths und der fränkischen Luft in den Büchern Sophie Hoehstetters, die badischen Erzählungen Auguste Suppers und die niederdeutsche Romantik der Westfälin Lulu von Strauß und Torney neben jener der Thüringerin Martha Renate Sischer und andere mehr.

Es ließen sich noch Dutzende von Gesichtspunkten anführen, aus denen heraus der einzelne jeweilig Auswahl und Reihenfolge seiner Lektüre bestimmen kann; uns aber genügen diese Beispiele, um zu erkennen, wie hier bewußte Planmäßigkeit, nicht blinder Zufall, das geistige Erlebnis der Menschen zu lenken vermögen. Und wenn die Gewohnheit, jahre- oder jahrzehntelang in einem Büchlein die Titel der Bücher, die man las, mit dem Jahres- und Monatsvermerk einzutragen, auch manchem unbequem und pedantisch erscheinen mag, so wird sie anderen als abgekürztes Tagebuch der literarischen Erlebnisse ihrer wechselnden Jahre doppelt wertvoll sein.

Zu den Vergnügungen endlich müssen wir noch jene Beschäftigungen rechnen, die man gewöhnlich Liebhabereien nennt: etwa das Sammeln von Marken oder alten Tassen, die Katteenzucht oder das Photographieren. Die Arten dieser Liebhabereien sind

fast so mannigfach wie die Menschen selber; dennoch können wir auch über diese Vergnügungen eine Art organischen Überblick gewinnen, indem wir sagen: einmal gehören diese Liebhabereien in das Gebiet des Sports, das wir weiter oben schon behandelt haben, oder sie fallen, wie eigenhändige Rosenkultur oder Kaninchenzucht, unter den Begriff der Erholung, den wir im nächsten Kapitel noch näher behandeln wollen, — oder aber sie entspringen wissenschaftlichen Neigungen, wie z. B. alles technische Basteln und Experimentieren, wie das Steinsammeln oder das Sammeln historischer oder kulturhistorischer Denkmäler und Überreste in einer bestimmten Gegend; oder endlich, viertens, diese Liebhabereien sind Ausdruck und Befriedigung künstlerischer Neigung, wie das Sammeln lyrischer Gedichte, venezianischer Gläser, wie das Kunststicken oder Aquarellmalen oder Geschichtenerzählen. Es ist nun ganz natürlich, daß wir innerhalb unserer neuen Lebensform jedem Menschen nach Möglichkeit das Anrecht, die Zeit und die Pflege seiner Liebhabereien zugestehen müssen oder zum mindesten sie ihm wünschen. Die nüchterne praktische Verurteilung, das Lächerlichmachen solcher Vergnügungen sind Zeichen eines beschränkten Verstandes, der über aller Tagesnotdurft verlernt hat, die Gesetze der menschlichen Seele kennenzulernen. Es scheint ja auch selbstverständlich, daß Eltern im Hinblick auf die „erziehlische“ und „bildende“ Wirkung solcher Liebhabereien ihren Kindern darin entgegenkommen — sei es nun, indem sie ihnen ein Briefmarkenalbum, ein Aquarium oder eine Laubsäge schenken. Dennoch gibt es eine Grenze, wo der bildende, erzieherische, kulturhistorische, lebendige Wert solcher Liebhabereien aufhört und wo ebenso von innerer Bedeutung für das Gemüt des Betreffenden nicht mehr zu reden ist. Man mag es mit voller Überzeugung anerkennen, wenn ein junges Mädchen „aus Liebhaberei“, „zum Vergnügen“ in ihren Mußestunden sich der fachgemäßen Tulpenzucht widmet, oder ein junger Mensch Modestupfer des 18. Jahrhunderts sammelt: aber es streift schon stark die Grenze des Snobistischen und der Albernheit, wenn ein Backfisch Rennpferdeporträts oder ein Siebzehnjähriger möglichst

lange Zigarettenspitzen sammelt! Solche „Liebhabeereien“, die nur aus persönlicher Eitelkeit, aus Sucht, sich interessant zu machen und originell zu scheinen, entspringen, können wir nicht als daseinsberechtigtes Vergnügen anerkennen, und innerhalb einer neuen Lebensform soll man ihnen keine Stätte einräumen.

Es gibt sodann noch eine andere Grenze als die der eiteln Albernheit für die sonst so bedeutungsvollen, werteschaaffenden Liebhabeereien: sie beginnt an dem Punkt, wo das, was man zum „Vergnügen“ tut, den inneren Anspruch erhebt, auch von anderen ernst genommen zu werden, wo man verlangt, das eigene Vergnügen solle das ernste innere Erlebnis der anderen sein. Ohne Umschreibung: diese Grenze, die von vornherein nur das Gebiet der ausübenden künstlerischen Liebhabeereien berührt, heißt Dilettantismus.

Hier und nur an dieser Stelle unserer Gedankengänge: innerhalb des Kapitels von Vergnügungen, soll von künstlerischem Dilettantismus die Rede sein. Wie so tausendfältig, verrät auch hier das Wort schon etwas von der Sache selber: dilettarsi heißt auf deutsch „sich vergnügen“, und die letzte Deutung des Begriffes „Dilettant“ lautet: „Ein Dilettant ist im Gegensatz zum Künstler ein Mensch, der eine Kunst aus und zum Vergnügen treibt.“ Dem wahren Künstler ist sein Werk tragischer, qualvoller Lebensernst, innerste, brennendste Herzensangelegenheit, nicht etwa „Vergnügen“. Die Reden von der Seligkeit und dem Rausch des „Schaffens“, die aus einer sehr dilettantischen Zeit, nämlich den Gründerjahren, stammen, sind längst widerlegt durch die ernsten Befenntnisse tiefer Künstler von der Qual und dem Ernst ihres Arbeitens — ich denke neben Künstlern wie Thomas Mann, Hermann Bang und vielen anderen hier an ein Wort Jakob Wassermans: „Es gibt keinen Rausch des Schaffens, es gibt nur einen ganz kurzen Rausch des Geschaffens.“ Worte Oskar Wildes ließen sich anführen; uns aber genügt hier der Hinweis auf das alleslagende Wort Arthur Schopenhauers: „Der, in welchem der Genius lebt, leidet am meisten.“

Was nun den Dilettanten anbelangt, so sind alle seine Eigenheiten aus diesem ersten und einen Kennzeichen: dem Produzieren aus Vergnügen, abzuleiten: sowohl die primitive Besessenheit vom Stoff etwa, der schon allein zusammen mit dem guten Willen Wert und Bedeutung eines Werkes ausmachen soll — nach Meinung des Dilettanten, als auch andererseits die kindliche Virtuosenfreude an der Beherrschung der Form und der Mittel. Dies freile Spiel mit den Ehrfurcht beanspruchenden Mitteln wie dem Stoff macht manch einen Rezitator aus Liebhabeerei, manch dilettantischen Lyriker, manche Marlitt-Entelin so unausstehlich. Unausstehlich, weil die kindliche Pfauenhaftigkeit der Formgewandtheit schon vermeint und beansprucht, das große seelische Erlebnis des Stoffes für sich und für andere gleich mitgebracht zu haben.

Die neue Lebensform, der wir zustreben, will nichts als Echtheit und Wahrheit. Das bedeutet im äußeren Leben die Verdammung allen Kitsches und aller Talmikultur des neuen Parvenütums, das bedeutet im Bereiche der Kunst: die Verurteilung alles Dilettantismus. Aber man verstehe uns recht: nicht liehaberische Übung einer Kunst, sondern diese Übung zusammen mit dem Anspruch, als ernster Künstler zu gelten, legten wir vorhin als Dilettantismus fest. Jedermann soll seinen Liebhabeereien nachgehen dürfen, das fordern wir für die neue Lebensform. Wir meinen sogar, daß, wer selber schlechte Verse macht oder schlecht Klavier spielt, dennoch ein sehr viel feineres Verständnis, eine sehr viel tiefere, bewußtere Freude am fremden Kunstwerk in sich entfalten kann, als wenn er seine eigenen Übungen unterließe. Diese Vertiefung der Empfänglichkeit für alle Kunst können wir sogar im Sinne einer möglichst hohen Geisteskultur nur begrüßen — Zeiten des größten Kunstverständnisses, der zahlreichsten Kunstliebhaber, wie z. B. die Renaissance, waren auch immer Zeiten ausgesprochener Liehaber Kunst, eines Dilettantismus. Nur daß damals der Dilettantismus liebenswürdig, d. h. voll Selbsterkenntnis und Selbstkritik, war, und daß er heute unliebenswürdig — das heißt: arrogant und Anerkennung heischend auftritt.

Zur Bekämpfung des Dilettantismus in diesem Sinne, das heißt aber: zum Kampfe gegen die drohende Verküschung unserer Kultur überhaupt, gibt es nur zwei Mittel — zwei Mittel, die längst in anderen Zusammenhängen als Werkzeuge einer neuen Lebensform von uns gefordert wurden: die größere innere Bescheidenheit und Selbsterkenntnis des Menschen, das heißt: tiefere Bildung schlechthin, und größere Andacht und Ehrfurcht vor der Kunst und ihrer Bedeutung, das heißt: größere Ehrfurcht und Andacht vor dem Geist in der Welt überhaupt.

Damit meinen wir über Bedeutung, Bewertung, die Arten und Formen des Vergnügens innerhalb einer neuen, idealistischen Lebensform genug gesagt zu haben.

## 8. Erholung.

Stich hinaus, da wo wir hingehören! Ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohltat der Natur und, durch die Himmel webend, alle Segen der Gestirne uns umwittern, wo wir, dem erdgeborenen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftiger, uns in die Höhe reißen!

Goethe.

Erholung, so sagten wir anfangs, bedeutet immer Entspannung und damit Ansammlung der geistigen wie der körperlichen Kräfte im Unterschied von der Vergnügung, die in jedem Fall eine Kraftanstrengung oder Kraftentladung und Kraftentfaltung darstellt. Erholung ist immer die Wiedervereinigung des Menschen mit der Natur. Da aber das tiefste Erlebnis des Menschen vor der Natur ihn immer einsam macht, ihn immer seine Verlorenheit und Verlassenheit gegenüber dem Weltall fühlen läßt, so steckt im Begriff der Erholung auch immer ein Tropfen Einsamkeit, und auch dies unterscheidet ihn von der Vergnügung, die ja, wie wir sahen, so fest und so häufig mit der Geselligkeit verknüpft ist. Eine Gemeinsamkeit aber besteht zwischen den Begriffen Erholung und Vergnügung: die Freude, die mit ihnen unbedingt verbunden ist; denn den Schlaf z. B., der doch ganz gewiß eine Entspannung und Erfrischung der Kräfte ist, möchten wir nicht als Erholung in unserem Sinne bezeichnen. Erst die freudige und bewußte Entspannung und Wiederansammlung der Kräfte macht das Wesen der Erholung aus und trennt diesen Begriff von den hygienischen Alltagsbedürfnissen.

Wir sprachen nun von den körperlichen und seelischen Kräften, und aus dem Gesichtspunkte dieser Zweifelt heraus ergeben sich bereits weitere Einblicke in das Wesen der Erholung. Es ist nämlich sehr natürlich, daß in vielen Fällen die Anspannung der geistigen

die Entspannung der körperlichen Kräfte auslöst oder wenigstens begleitet, oder auch umgekehrt, und daß daher die Formen der Erholung je nach Anlage, Beruf und sonstiger Lebenshaltung der Menschen verschieden sein können. Für den Gelehrten bedeutet es z. B. Erholung, seine Rosen pflanzen, gießen, beschneiden zu können, um bei dieser Tätigkeit seinen müden Kopf vollständig auszuruhen und zu erfrischen; für den Steintlopper aber z. B. ist es Erholung, nach Feierabend in seinem Großvaterstuhl lehrend, in einem Buche oder einer Zeitschrift zu lesen und bei der angespannten Geistestätigkeit seine Glieder wohligh entspannt zu fühlen. — Daneben gibt es jene gleichzeitige Erholung des Leibes und der Seele, die bei allen Genesenden oder Kranken, bei jedem Kur- aufenthalt usw. geübt wird. Und weil, — die zweite Tatsache, die eine Verwandtschaft der Begriffe Vergnügung und Erholung schafft — auch zur Erholung immer eine Gegensätzlichkeit, ein Andersgeartetsein als der gewöhnliche Alltag oder Tageslauf, kurz, der Wechsel, die Abwechslung gehört, so ergeben sich, je nach den Lebensumständen des einzelnen, ganz andere Formen der Erholung. Bei den Menschen z. B., bei denen die „Rückkehr zur Natur“ nicht nötig ist, weil sie dauernd in tiefster Vereinigung mit ihr leben, bei den Landleuten, verschwindet der Begriff der „Erholung“, so wie ihn der Großstädter gebraucht, fast ganz und wird durch den der „Vergnügung“ ersetzt, die ja hier die Abwechslung gegenüber dem gewohnten Leben darstellt. Der Mensch dagegen, der durch seine Lebensarbeit in den dauernden, ununterbrochenen Verkehr mit Menschen gezwungen wird — wie z. B. der Schauspieler — braucht die absolute Stille und Einsamkeit der Natur, um in einigen Wochen seine Kräfte für schwere Arbeitsmonate zu entspannen und neue zu sammeln. Wir werden versuchen, ganz allgemein einige Gesichtspunkte für das Wesen der Erholung zu gewinnen und, über alle Unterschiede der persönlichen Daseinsumstände des einzelnen hinweg, einige Richtlinien für Art und Bedeutung der Erholung innerhalb der neuen Lebensform zu erhalten; wir werden darum Erholung der Gegensätzlichkeit oder einseitige Erholung, wie wir einmal sagen wollten,

trennen müssen von der zwielfachen Gesamterholung des Leibes und der Seele. Und ebenso müssen wir die kleine tägliche Erholung, die zur Notdurft des Tages sozusagen gehört, absondern von der großen Erholung, von der Gesamterquickung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten, die für den heutigen Menschen gewöhnlich „Serientreise“ und „Sommerurlaub“ usw. bedeuten. Es zeigt sich bei näherem Zusehen, daß die einseitige Erholung der Gegensätzlichkeit — der geistigen Erfrischung durch körperliche Betätigung, des körperlichen Ausruhens durch geistige Beschäftigung — vor allen Dingen in den Tageslauf des Alltags gehört und in ihm ihre eigentliche Wirksamkeit offenbart, und es zeigt sich andererseits, daß die zwielfache Erholung in den unalltäglichen, in den Feierzeiten des Lebens ihre eigentliche Stätte und Entfaltungsmöglichkeit findet.

Wenn das Leben lebenswert sein soll — und wie die neue Lebensform aussieht, in der es das sein kann trotz aller Not und Bedrängnis der Nachkriegsjahre, das sollen ja diese Ausführungen zeigen —, wenn der Mensch mit Freude, trotz aller Arbeit, einen jeden seiner Tage begehen soll, dann muß er an jedem Tage sein Maß an Erholung und sein Maß an Vergnügung fordern dürfen, das ihm so wenig vorenthalten werden darf wie Essen und Trinken und Schlafen. Bringen die Tage nur Arbeit, und steht nur ganz gelegentlich das Vergnügen oder die Erholung zwischen ihnen in den Wochen verstreut, so werden die Menschen schlaffe, stumpfe Arbeitstiere, erloschene Maschinen, sie werden seelische Proletarier — das heißt: ihres freien, bewußten Menschentums beraubt, — und es ergibt sich dann fast von selber, daß die so seltenen Vergnügungen und Erholungen übermäßig ausgekostet werden und entarten, wie ja das Beispiel der Sonnabendbetrunkenheit, der bis zum Morgen „durchgebrachten“ Nacht und andere mehr beweisen. Zur beglückenden Harmonie des Tages, die wir jedem Menschen wünschen, ja, für ihn fordern müssen, gehört der Gleichtakt von Arbeit, Erholung, Vergnügung. Wir können hier an den alten Kant denken, der sein ganzes arbeitsvolles Leben lang sich peinlich an die Regel hielt: acht Stunden Schlaf, acht Stunden

Arbeit, acht Stunden Erholung. Ganz gewiß bedeutet der Achtstundentag, der zu den ersten Errungenschaften der Revolution zählt, die Erfüllung einer idealen Forderung. Wie weit sie leider durch die brennende Not der Gegenwart teilweise unerfüllt bleiben, wie weit sie für bestimmte Berufsweige, z. B. den Kohlenbergbau abgeändert werden muß, brauchen wir hier, im Rahmen rein theoretischer Überlegungen, nicht zu betrachten. Es ist aber sicher, daß der Achtstundentag oder besser, jener Kantische Dreitatt — denn gewiß wird jeder Arzt auch die Achtstundennacht verlangen müssen — eine der wesentlichsten Grundlagen für die praktische Ausgestaltung der neuen Lebensform abgeben muß und wird. Die acht Stunden Schlaf gehören in das Kapitel „Hygiene“ wir brauchen uns also hier nicht damit zu beschäftigen, und ebenso werden wir das Nähere, was über die acht Stunden Arbeit zu sagen ist, noch an späterer Stelle in dem Kapitel „Arbeit“ behandeln. Wenn wir aber, bei den „acht Stunden Erholung“ verweilend, näher über die Bedingungen für das leibliche und geistige Gedeihen des Menschen nachdenken, so ergibt sich folgendes: zunächst fallen die Ankleide- und die Mahlzeiten mit unter den Spielraum für die „Erholung“, woraus zu folgern ist, daß einmal alle äußeren technischen Erleichterungen — wie Anschlußwaschtisch, Warmwasser, eigener Rasierapparat, elektrisches Plätteisen im Schlafzimmer — dem Menschen in einer idealen und darum erstrebenswerten Zukunft helfen müssen, die Ankleidezeit im Interesse der Erholung zu verkürzen; und zweitens folgt daraus, daß es, wie wir schon an anderer Stelle gesehen haben, Pflicht jeder guten und klugen Hausfrau ist, die Mahlzeiten — durch Fürsorge für einen freundlich gedeckten Tisch, für Ordnung und Sauberkeit in der äußeren Erscheinung der Angehörigen, durch ein geschickt geleitetes, anregendes, allen Zank vermeidendes Gespräch — zu einer wirklichen Erholungsstunde zu machen und sie nicht zum bloßen Zusammengedrängtsein um die hastig geleerte Futtertrappe entarten zu lassen. Aber abgesehen hiervon: wie immer auch der Mensch sich nach persönlichen Gewohnheiten, Lebensumständen und Neigungen seine Erholungszeit je nach Geschmack

ausgestalten möge, dreierlei gehört unbedingt dazu, wenn wir auf einen innerlich harmonischen, körperlich tüchtigen, geistig belebten Menschenschlag rechnen wollen, so wie er uns als Träger der neuen Lebensform vorschwebt: eine halbe Stunde der absoluten Einsamkeit für sich, eine Stunde der Bewegung an frischer Luft, eine Stunde des geistigen Vergnügens, d. h. der Lektüre. Nur die Erfüllung dieser drei Forderungen wird die drei eben genannten Eigenschaften des neuen Menschenschlages verbürgen können.

Des näheren ist nun hierzu zu sagen: der ruhige, starke, klare, zielbewußte und darum auch erfolgreiche Mensch ist immer der Mensch mit dem starken, neu gefestigten Selbstbewußtsein im edelsten Sinne des Wortes! Dies Selbstbewußtsein aber, das aus dem „Sich-auf-sich-selbst-Befinnen“ stammt, diese innere Sammlung und Harmonie schenkt einem nur das Gefühl des restlosen Losgelöstseins von allen anderen Menschen, das wirkliche Alleinsein. Der Mensch ist tatsächlich innerlich ein anderer in dem Augenblick, wo er sich nicht dauernd der Beobachtung, dauernd den Reden und Wünschen anderer ausgesetzt weiß. Dies Zusammenströmen der inneren Kräfte, diese Glättung, Ruhe und Sammlung, die von der Einsamkeit ausgehen, bewirken jene freudige Sicherheit im Verhältnis zu sich selbst, die wir Harmonie nennen, verleihen jene Plannäßigkeit und Zielsicherheit im Verhältnis zur Welt, die wir, mit jener Harmonie zusammen, Selbstbewußtsein nennen. Dagegen wird so viel Zerrissenheit, Disharmonie, Ungeduld, Unzufriedenheit mit sich selbst, Unsicherheit und Planlosigkeit durch das erzwungene, bewußt oder unbewußt unfreiwillige, dauernde Zusammensein mit anderen Menschen verschuldet! Man hält es für entwürdigend und empörend, für „unmenschlich“, den Menschen von seinesgleichen fernzuhalten, ihn einzusperrn wie ein Tier (das trasseste historische Beispiel solcher Unmenschlichkeit bleibt wohl Kaspar Hauser); aber daß es ebenso grausam und „unmenschlich“ ist, einen Menschen wie ein Tier dauernd mit anderen von seinesgleichen zusammenzupferchen, darauf verfällt niemand! Dennoch sollten diese Erkenntnis sich alle Frauen

und Hausfrauen tief einprägen und voll Klugheit und Ehrfurcht vor fremdem Menschentum dem Manne seine stille Nachtschichtstunde nicht stören, ja, sie nicht einmal durch schweigsame Gegenwart teilen und damit beeinträchtigen. Sie sollten es nicht unfreundlich oder unerzogen schelten, wenn aus der Berufsarbeit heimkehrende Töchter oder müde Schuljungen zunächst einmal „in ihrem Zimmer hocken“, „sich zurückziehen“ und zur Kaffeestunde der Mutter nicht erscheinen wollen! Also: schenkt jedem Menschen seine halbe Stunde völliger Einsamkeit am Tage, und ihr werdet anfangen, die Nervosität aus der Welt zu schaffen! Das ist unsere erste Forderung für die „Erholung“ innerhalb der neuen Lebensform.

Die zweite lautet: Jedem täglich seine Stunde an der freien Luft! Wie notwendig diese täglich neue Berührung und Durchdringung mit der Natur für den Körper des Menschen ist, und aus welchem Grunde sie das ist, das haben die Mediziner uns schon lange gesagt, und sie sagen es uns immer wieder, allerdings, ohne daß die meisten Menschen daran dächten, diese selbstverständliche Forderung ernst zu nehmen und wirklich zu erfüllen. Erst wenn eine Krankheit oder eine Störung im Organismus wirklich da ist, wird ja gewöhnlich der Rat des Arztes eingeholt und manchmal auch befolgt. Hier indessen soll uns nur die geistige Seite der Sache etwas angehen: wieviel Beruhigung, Erfrischung des Gedankens geht von der Luft, von dem lebendigen, spürbaren Atem der Natur aus für den Menschen, der ja Erde ist, in allem den Gesetzen der Erde untertan bleibt und, dem Riesen Antäus gleich, immer erst wieder aus der leibhaftigen Berührung mit der Erde seine unvergänglichen, unüberwindlichen Kräfte schöpft! Wir könnten hier die Worte und Lebensgewohnheiten der großen Denker und gleichzeitigen Künstler des Spaziergangs, wie Kants, Schopenhauers, Nießches, anführen — es genüge uns stattdessen die Erinnerung daran, wie häufig im eigenen Leben, wie häufig in Romanen man den aufs höchste erregten Menschen sieht, der nach dem Hut greift und hinausstürzt, um draußen in der frischen Luft Beruhigung und Sammlung zu finden. Das Bedürfnis nach Einsamkeit allein, würde ja genügen, ihn in ein anderes Zimmer zu

drängen, in dem er sich einschließen kann. Also: jeder Tag schenke jedem eine Stunde im Freien, das ist unsere zweite unerläßliche Forderung für die neue Lebensform. Für grünesichtige, griesgrämige, verstoßte oder lebensfremde Stubenhocker, für die Launischen und Tyrannischen, denen der Ausgleich durch die Naturnähe fehlt, weht in unserem kommenden Lebenskampf ein zu scharfer Wind um alle Ecken!

Auf die dritte Forderung: die sehr ernste Forderung einer Stunde des geistigen Vergnügens, einer Stunde der Lektüre besonders, sind wir schon im vorigen Kapitel ausführlich gekommen. Wenn wir den Menschentyp von jener idealistischen Geminnung verwirklicht sehen wollen, die wir als Grundlage unserer Gedankengänge, als eigentlichen Nerv einer neuen Lebensform von Anbeginn erkannt haben, so gehört eben dazu, daß der Mensch sich täglich auch mit dem Besten, Edelsten, Ewigsten befaßt, das die Welt überhaupt verschenkt: dem Geist. Wenn wir früher erkannten: nur durch den Geist kann unsere Welt wieder gesunden, so ist es ja ganz selbstverständlich, daß wir jeden Menschen auch zum Geiste führen müssen, indem wir rein praktisch seinem Anteil am Geisteschatz der Menschheit ihm sichern und anbieten. Über die praktische Organisation und die Gegenstände dieses Geistesanteils, die Lektüre, haben wir ja ausführlich genug im vorigen Kapitel gesprochen, sodaß wir hier uns jener anderen Frage zuwenden können: wie ist die Erfüllung dieser drei Forderungen an jedem Tag jedes Menschen denn praktisch durchführbar? — Bei den so unendlich verschiedenen Neigungen und Lebensbedingungen der einzelnen Menschen, Berufsschichten, Bevölkerungsklassen? —

Zunächst müssen wir erkennen, daß diese drei Forderungen sich auf verschiedenste Weise kombinieren lassen: Wer z. B., inmitten der größten Tätigkeit, inmitten einer zahlreichen Umgebung von Menschen, täglich am Strande oder im Liegestuhl im Park sich eine ganz ungestörte Stunde mit einem Buche gesichert hat, dem sind die drei Forderungen der Einsamkeit, der Naturnähe, des geistigen Vergnügens in einem erfüllt. Und der Geheimrat etwa,

der seinen täglich halbstündigen Weg zur Behörde durch den morgens stillen Stadtpark macht, hat sich auf diesem Wege von vornherein sein Quantum Erholung für die Seele und den Körper zugleich sichergestellt. Für andere wieder ist die gewohnte Abendstunde des Tennisspiels die Vereinigung von geistiger Erholung sowohl mit geselliger Vergnügung als mit der Bewegung im Freien, wieder anderen mag diese Stunde nur die tägliche Sportliebhaberei bedeuten. Manchem Menschen wieder erfüllt der Sport, wie z. B. die einsame tägliche Ruderschaft, zugleich die Forderungen nach Bewegung, nach Einsamkeit und nach Naturnähe.

Es ist jedenfalls für die neue Lebensform an sich gleichgültig und bleibt der Persönlichkeit und den Lebensumständen überlassen, ob die drei Erholungsforderungen für jeden Tag: die Einsamkeit, die Naturnähe, die geistige Vergnügung, in drei verschiedenen Einzelformen, ob sie durch Kombination in nur zwei oder nur in einer einzigen Form zugleich verwirklicht werden. Da sein müssen sie aber. Das „Wie“ wird ja im wesentlichen abhängen vom Erlöschen jenes Stoßseufzers der proletarisierten, durch die heutige falsche Lebensform allseitig gefetteten Menschen, jenes Stoßseufzers „Nur Zeit“, dem Richard Dehmels erschütterndes Gedicht „Der Arbeitsmann“ seinen unsterblichen Ausdruck verliehen hat. Dreierlei schönster Menschenbesitz, so steht in diesem Gedicht, wird geschenkt oder vorenthalten durch jene: „Nur Zeit“. Diese tiefste und letzte Klage, die der Untergrund erst aller anderen ist, verstummen zu machen, gehört zu den ersten Zielen einer neuen Lebensform, und die Revolution, mit ihrer Verkündigung des Achtstundentages, hat ja den ersten Schritt zur Verwirklichung solcher Ziele getan. Aber die kulturpolitische Auswertung des Achtstundentages, die eben fehlt uns noch. Wie man praktisch den Menschen zu „mehr Zeit“ und damit zu mehr „Erholung“ im Laufe des Alltags verhelfen soll? — Durch möglichste Mechanisierung des praktischen Lebens, da wo es nur irgend möglich ist: durch möglichste Vervollkommnung der Verkehrsorganisationen, durch Anlage von Radfahrwegen, ebensogut wie durch

elektrische Schnellbahnen, die den Arbeiter von seiner Wohnung in der Gartenstadt schnell zur Arbeitsstätte im Großstadtzentrum hin- und zurückbefördern, durch eine Reform des Städtebaus, mit den „Ausfallstraßen“ ins Freie, die wir in unserem zweiten Kapitel schon erwähnten, durch Erleichterung auch aller Hausarbeit mittels Kochkiste, Vakuumreiniger, elektrischem Teller- spüler, Müllschacht, Warmwasseranschluß usw. Daß tausend praktische Bedenken in der wirtschaftlichen Notzeit von heute die Verwirklichung solcher Pläne einfach schon durch ihre Unerreichbarkeit verhindern, nimmt der idealen Forderung ja nichts von ihrem Ernste, ihrer Bedeutung, ihrer Unerläßlichkeit. Sie bleibt als wünschens- und erstrebenswertes Ziel bestehen. Daß ebenso, im Interesse der Erholung der Menschen, die körperlichen Vergnügungen, die Stunden im Freien, durch Organisationen und Fürsorge des Staates erleichtert, allen zugänglich gemacht werden müssen — ich greife als Beispiele heraus Freibadepätze, freie Eisenbahnen, Spielwiesen für die Jugend, Freigabe von „Tanzböden“ im Walde, Militärkapellen zur Förderung der Volkstanz-Bewegung —: das hatten wir schon im anderen Zusammenhang berührt. Ebenso besprachen wir im vorigen Kapitel die Erleichterung der geistigen Vergnügungen durch Geistesorganisationen: Bibliotheken, Volkshochschulen usw. Das Dritte endlich, die halbe Stunde Einsamkeit für jeden Menschen, läßt sich nicht durch öffentliche Maßnahmen organisieren; aber Pflicht jedes einzelnen ist es, Ehrfurcht vor dem Bedürfnis nach Stille im Mitmenschen, und wenn es eben nur für jene eine halbe Stunde ist, zu beweisen. Das sollte man vor allem schon den Kindern beibringen, denn diese Ehrfurcht vor der Stille im anderen Menschen ist eine der wesentlichsten Grundlagen alles Takt- und Feingefühls.

Die neue Lebensform muß vor allem den schönen und tiefen Doppelsinn des Wortes „Feierabend“ wieder neu beleben. Feierabend, das bedeutet heut den meisten nur noch soviel wie „Arbeits- schluß“; wir aber wollen, daß das Feiern von der Tagesarbeit zu einem „Feiern“ im anderen, schönen, befeelten Sinne des Wortes werde. Feierabend: das soll die stille Einsamkeitsstunde auf der

Gartenbank, mit vergehenden Abendwolken und kommenden Gedanken, mit abendlichem Glockengeläute und stiller Freude an den Blumen für den einen sein, — die behagliche Versammlung der Familie „um des Lichts gesellige Flamme“, die Betrachtung von Bildern, das Vorlesen oder Musizieren im Kreise der Seinen, für den anderen, die Stunde voller Lachen, Schelmerei und Schwärmerei, der Weg mit der Laute durch abendliche Gärten und Gassen nach der anstrengenden, wissenschaftlichen Geistesarbeit des Tages für den dritten. Nur in Ausnahmefällen soll Feierabend mit Arbeitsluß und Hasten ins Tanzlokal gleichzusetzen sein! „Der Abend allein ist das Beste“, sagt ein schönes und tiefes Gedicht von Agnes Miegel, das der tiefen Seelenstille, nach aller Arbeit und Enttäuschung des Tages, gewidmet ist.

Daselbe wie vom Feiertag gilt auch vom Sonntag: „Du sollst ihn heiligen.“ Heiligkeit will nicht nur im religiösen und rein kirchlichen Sinne, sondern auch im geistigen, im seelischen Sinne verstanden werden. Wem aber ist heute der Sonntag heilig? „Sonntag“ bedeutet heute den meisten: Strapaze ums Vergnügen. Da wird des Sommers in einer Riesengesellschaft vor Tagesgrauen aufgebrochen, in überfüllten Zügen ins Freie gefahren, unter dauerndem Geschwätz, Gelächter, Gesänge, unter Freuden des Alkohols, auf langen staubigen Wegen oder in einem Freibade „Natur genossen“. Da wird im Winter der Tag mit Skitten, Besuchemachen und Spaziergang, mit großem Sammiessen, Kaffeeklatsch und abendlichem Tanzvergnügen hingebacht. Alles in allem: eine ordentliche Strapaze, zu der noch die „Vorstrapaze“ durch Waschen, Plätten, Zurechtmachen der Kleider, Proviantvorbereitungen usw. kommt, und die „Nachstrapaze“ in Gestalt eines mehr oder minder durch Müdigkeit verdorbenen Arbeitstages, des sogenannten „blauen Montags“. Der Sonntag ist in diesen Fällen eine unglückselige Zusammenstellung von Vergnügung, Erholung, Geselligkeit auf einmal, bei der keines von den drei Dingen auf seine Rechnung kommt. Wie aber soll der Sonntag geheiligt werden? Wie sollen wir innerhalb einer neuen Lebensform, ganz gleichgültig nun, ob wir

strenge Protestanten oder Katholiken, Juden oder Monisten oder buddhistische Weltschwärmer sind, den Sonntag begehen? — Es läßt sich nur eine, und zwar ganz allgemeine, Antwort geben, in deren Rahmen jeder, je nach seinen Lebensumständen, seine Ansprüche an den Feiertag verwirklichen kann: der Feiertag soll wirklich ein Feiern bringen, das heißt, wie die Bibel sagt, ein Ruhenlassen aller Alltagsarbeit. Der Feiertag soll von vornherein anders aussehen als alle seine Brüder in der Woche. Für den in einsamer Gedankenarbeit Lebenden wird er vor allem gesellige Freude, für den draußen in der Natur Arbeitenden wird er das geistige Vergnügen an Theatern, Bildern, Büchern bedeuten, dem in der Welt viel Umhergetriebenen die behagliche Stille in der Familie, dem Bureauenschen die Schwärmerei im Freien. In jedem Falle aber verlangt der Feiertag, wie verschieden sein „Anderssein“ bei den einzelnen Menschen auch aussehen möge, eine Ruhe der Seele und Sammlung des Herzens! Ein Tag voller Heize ist kein Feiertag. Für den, der in die Kirche geht oder zu den Veranstaltungen religiöser oder philosophischer Gemeinschaften, ist die feiertägliche Erhebung des Herzens von vornherein gegeben. Den anderen aber muß die Feierstunde der Seele durch die Andacht vor der Natur oder durch die Andacht in der Kunst geschenkt werden. Ein einsamer Morgenspaziergang — auch ohne die liebste Familie — oder Stunden im Museum, über einem Buche, können die schönste Sonntagsfeier der Seele werden. Unsere Forderung an den Sonntag für die neue Lebensform lautet also: heiligt ihn, indem ihr ihn anders gestaltet als die Werkstage; feiert ihn durch eine Andachtsstunde der Seele, sei es nun im religiösen, im Kunst- oder im Naturerlebnis. Im übrigen mag er sich dann durch Vergnügung der einen oder der anderen Art, durch Geselligkeit oder reine Erholung gestalten, wie es den Lebensumständen jedes einzelnen entspricht. Wir glauben, daß im Winter der Sonntagvormittag neben dem Kirchgang mehr den Vergnügungen der Kunst — dem Konzert, vor allem dem Museumsbesuch, dem Buch oder den literarischen Vorträgen gehören wird, soweit nicht, je nach dem Stande des Wetters der Sonntagvormittagsspaziergang, als



Erholung und Vergnügung sein Recht verlangt, daß der Feiertagsnachmittag im Winter der Geselligkeit und dem Familienverkehr im kleinen Kreise gehören dürfte; und wir meinen endlich, daß der Sommersonntag immer mehr in seinem ganzen Umfange bis zum Abend für die Freude an der Natur dasein soll. Jeder, der einmal die Völkerwanderungen der Großstädter an den Sommersonntagen gesehen hat, wird mit vollem Bewußtsein an dem seelischen, hygienischen, volkswirtschaftlichen Wert dieser Bewegung sich erfreut haben, auch wenn, wie immer, die rohe Entartung in ihrem Gefolge kommt. Es bleibt doppelt zu bedauern, daß in der wirtschaftlichen Not so unsoziale Maßnahmen getroffen werden müssen, wie Einschränkung des Sonnabend- und Sonntagsverkehrs auf den Bahnen. Im Gegenteil: eine sozial denkende Regierung müßte alles aufbieten, um durch möglichst zahlreichen Zugverkehr besonders an den Sommerfeiertagen allen Volksgenossen die Freude an der Natur rasch und bequem zu vermitteln, um die häßlichen Schattenseiten des Sonntagsbetriebes: überfüllte Züge, Gedränge, Schelten, Strapazen, nach Möglichkeit zu verdrängen. Gewiß werden dadurch andere Tausende von Menschen — Lokomotivführer, Schaffner, Gasthofbesitzer und ihre Angestellten zur besonderen Sonntagsarbeit gezwungen —; andererseits läßt sich durch Regelung des Sonntagsdienstes, Schichtwechsel, den höheren Verdienst usw. ein Ausgleich schaffen, der den Vorteil der Hunderttausende nicht zu teuer durch den Nachteil der Tausende erkauft.

In einem anderen Punkte liegen jedoch die Dinge hiervon verschieden, und wir müssen für eine Änderung des Sonntags, aus unserem sozialen Gewissen heraus, nachdrücklich kämpfen: in Deutschland gehört zum Sonntag immer auch das Fest des Magens: der Braten und die süße Nachspeise, der Kaffeetuchen und das warme Abendessen. Welch ungeheure Belastung für die Hausfrau und die Hausangestellten! — Das muß im Sinne einer neuen Lebensform, die möglichst vielen Volksgenossen die Freuden des wirklichen Feiertags bereiten will, anders werden! Der Sonnabend und der Sonntag müssen in bezug auf das Mahl ihre

Rollen miteinander vertauschen. Im deutschen Mittelstande sind das „magere Sonnabendessen“ und das „gute Sonntagsessen“ fast sprichwörtliche Begriffe geworden. Der Sonntag darf nicht mehr der Festtag für den Gott des Bauches sein! Die kluge und umsichtige Hausfrau wird durch die geschickt verwendete Technik der Kochkiste, des Aufbratens, Aufwärmens, durch die am Tag zuvor bereiteten kalten Fruchtspeisen oder Abendbrotsalate, durch die „vorbereitungslosen“ Gerichte (wie Eiertuchen, Bratschnitzel, an Stelle von Kartoffelpuffern oder viel beaufsichtigtem, umständlichem — Bratofenheizen! — Gänsebraten) die kluge Hausfrau wird durch diese Technik ihren Angehörigen die Tatsache eines absichtlich „mühelosen“ Sonntagsmahles überhaupt verschleiern können. Zudem: wäre es nicht schön, den Sonntag planmäßig zum Tag der Früchte — der Äpfel, Nüsse, später wieder der Südfrüchte — zu machen, so wie er im Sommer von selber zum Festtag der Kirschen, Erdbeeren, Heidelbeeren und Pflaumen wird? — Im Interesse der deutschen Hausfrauen und ihrer Helferinnen fordern wir das scheinbar „magere Sonntagsessen“.

Der Sonntag, wie wir ihn hier andeuten, ist ja bereits in allen Einzelheiten fast verwirklicht in England, und im praktischen wie im ideellen Interesse hoffen wir, daß auch der deutsche Sonntag sich immer mehr nach dem Vorbilde des englischen entwickeln möge; ja, wir hoffen dringend, daß, sobald die wirtschaftliche Notlage es erlaubt, auch das „week-end“, die Sitte des „Wochenendes“ sich bei uns einbürgern möge, jene Sitte, die den Arbeitschluß allenthalben auf den Sonnabendmittag schon verlegt, sodas der Beamte, wie die Lehrerin, das Bureaufräulein, der Kellner und das Dienstmädchen schon am Sonnabendnachmittag mit ihrem Handkoffer hinausfahren können und den unaussprechlich schönen Sonntagmorgen bereits draußen in der Natur erleben und Kirchgang und stille Andachtsstunde nicht durch die Fahrt in der überfüllten Eisenbahn ausgeschaltet werden.

Vom Feiertag und Feiertag kommen unsere Gedanken zu den Feiertagen, den Festzeiten. Es ist dem Menschen aller Zeiten

und Völker Bedürfnis gewesen, im kleinen Raum der Woche wie im großen Rahmen des Jahres entsprechende Zeiträume des Feierns, der Festlichkeit zu haben. Nichts war natürlicher, als daß gerade der germanische Norden seine Festzeiten des Jahres auf den Punkt der jubelndsten, beglückendsten Sonnenhöhe und auf den der tiefsten, trüchtigsten Dunkelheit legte, die von neuem das Licht gebirgt und in ihrer Finsternis doppelt behaglich gemacht und erhellt werden mußte: auf die Sonnenwendzeiten. Diese Tatsache drücken wir heute nüchtern aus mit den Worten „Sommerurlaub“ und „Weihnachtsferien“. Sie sind unsere abgewandelten Formen jener Festzeiten des Jahres. Zweimal im Jahre bieten sich dem Menschen Zeiten der „Erholung“, und wie diese im Sinne der neuen Lebensform zu bewerten und zu erfüllen sind, soll noch eine kurze Betrachtung zeigen.

Erholung, so sagten wir anfangs, ist eine Wiedervereinigung des Menschen mit der Natur, und so wird der „Erholungsurlaub“ eines mit dem Begriff „Serienaufenthalt“ oder „Sommerreise“. Wir hoffen und wünschen für eine — wenn auch vielleicht noch ferne — Zukunft, daß jedem unserer Volksgenossen im Laufe des Jahres eine solche Erholungszeit in der Natur werden möge, — und sei es, daß der ärmste Arbeiter für seine 3 bis 4 Wochen mit Kind und Kegel auf die väterliche Kleinsiedelung oder zu den Verwandten seiner Frau aufs Land zieht. (Es ist übrigens eine interessante Frage, ob medizinische und volkswirtschaftliche Erkenntnisse eines Tages gemeinsam, parallel zu der verschieden bewerteten Forderung des Achtstundentages, auch die Forderung eines Dreiwochenurlaubs für jeden arbeitenden Menschen aufstellen werden.) Die Feiertage der Jahre wird, wie immer sie im Einzelfalle aussehen möge, sich von der übrigen unterscheiden, wie der Feiertag vom Werktag: durch ihr Anderssein. Je nachdem wird der eine, vornehmlich der nervöse, alternde Großstadtmensch, den völlig entspannenden Kur- aufenthalt in einem alle Unbequemlichkeit erleichternden Badeort wählen, wird der jüngere Familienvater und die Hausfrau den festen Serienaufenthalt an einem bestimmten Orte an der See oder im Gebirge, mit Ausflügen im Kreise der Seinen, bevorzugen, wird

der junge und ohnehin kräftige Mensch seinen Urlaub den wechselnden Bildern einer Wanderreise schenken. Ebenso wird der, einer eigentlichen Erholung nicht so bedürftige Kleinstädter den Urlaub lieber zur Reise in ein Modebad voller Leben oder zum Besuche der Hauptstadt und ihrer Vergnügungen verwenden, um das zu genießen, was er in seinem Werktagsleben nicht hat. Wie aber sieht es mit dem Erholungsurlaub der Landleute aus? — Wir sagten an früherer Stelle: Erholung im Sinne von Wiedervereinigung mit der Natur sei hier nicht nötig, und Vergnügung trete hier an die Stelle, die Erholung im Leben anderer spielt. Nehmen wir hinzu, daß die Landarbeit gerade in den Sommermonaten alle Kräfte beansprucht, so daß an Urlaub nicht zu denken ist, so ergibt sich für uns etwas anderes: die Festzeit der Landleute muß in den möglichst arbeitslosen Wintermonaten liegen, und ihr Urlaub muß erfüllt werden durch den Besuch der größeren und größten Städte, durch die Teilnahme an allem, was dort an Bildung, an guten Vergnügungen des Leibes und der Seele geboten wird. Das heißt aber nichts anderes: Winter-Volkshochschulkurse für die junge Landbevölkerung, eine Einrichtung, die in Dänemark z. B. längst eingebürgert ist. Dieses immer stärkere Hin- und Herströmen der Stadtbevölkerung aufs Land in den Erholungszeiten, und der Landbevölkerung in die Städte zu den winterlichen Volkshochschulkursen scheint uns kulturpolitisch so bedeutungsvoll, weil dadurch die Feindschaft zwischen Stadt und Land herabgemindert wird, der geistig verkniffene und verkrampfte Großstädter durch die Berührung mit der Natur zur Güte und Natürlichkeit gesundet — auf diese Dinge wiesen ja unsere Gedankengänge im 2. Kapitel ausführlicher hin, und weil weiter, durch die geistige Belebung des platten Landes, das Land als Kulturfaktor sich vielmehr auswirken und der Landflucht nachhaltig gesteuert werden könnte. — Anfänge zu dieser Versöhnung zwischen Stadt und Land — eine der wichtigsten Aufgaben der neuen Lebensform — durch ihre gegenseitige Durchdringung sind ja in dem mehrmonatigen Landarbeitsaufenthalt der Großstadtkinder schon in diesen Jahren gemacht worden.

Wie verschieden sich die Erholungszeiten, die Festzeiten von Stadt und Land, die der einzelnen Berufsschichten verteilen, ist nicht mit einem Worte zu sagen, — der alte Gedanke, um die Sonnenwende eine Fest- und Erholungszeit für die Menschen zu legen, hat ja längst im modernen Wirtschaftsleben der Tatsache des Urlaubs in der Zeit zwischen den Monaten Mai bis Oktober weichen müssen. Volkswirtschaftlich und sozialpolitisch liegt natürlich der Gedanke nahe, es möchte auch eine verständige und großzügige Organisation der Erholungszeiten des Volkes geschaffen werden, so wie man Vergnügungs-, Bildungs-, Wohnungswesen, Hygiene planmäßig zu erleichtern, d. h. zu organisieren, sucht. Die Einteilung von festgelegten Schulfriertagen, Gerichtsferien, Universitätsferien usw. zeigte ja schon einen Anfang in die Richtung einer „Erholungsorganisation“. Unter deren Gesichtspunkt müßten natürlich in erster Linie körperlich so abnutzende Berufe, wie der Kohlenbergbau, Maschinenarbeit in Fabriksälen usw. berücksichtigt werden.

Wenn an dieser Stelle, wie schon an anderen dieses Buches, unsere Gedankengänge gar zu ausschweifend in eine ideale Zukunft scheinen, so möchten wir doch betonen, daß eine neue Lebensform, wenn sie innerlich verstanden werden soll, neben den praktischen Handhaben für den Augenblick auch die Aussichten und Ziele der Entwicklung in die weitere Zukunft mitgeben muß. Auch wenn man nur Schritt vor Schritt setzen kann: es marschiert sich besser und sicherer auf einer Straße, wenn man weiß, wohin sie zuletzt führt.

Neben der sommerlichen Erholungszeit steht dann die winterliche: die Weihnachts- und Neujahrsfestwoche. Es ist ja so natürlich, daß im germanischen Norden mit der Endlosigkeit seiner Winternächte, der Erstarrtheit seiner Schneeflächen, Weihnachten recht eigentlich das Fest der Freude am Licht — dem brennenden Baum — und der Freude an schönen, freudigen Gaben der Erde wird: das Fest der Kuchen und Stollen, des Marzipans und des Bratens, kurz, die Freudensfestzeit des Jahres für den Magen. Die zehn Tage der winterlichen Festzeit sind Erholungszeit vor

allem durch die völlige Ruhe und Schonung des Körpers, die sie mit sich bringen, und durch die gesteigerte, möglichst gute Verpflegung. Das muß für alle Sozial- und Hygienepolitik anerkannt, betont, ausgewertet werden. Für die kulturpolitische Verwertung der Weihnachtsfestzeit kommt aber noch eines hinzu: die Weihnachtszeit, die der körperlichen Erholung gewidmet ist, bedeutet gleichzeitig die Zeit der stärksten geistigen Vergnügung für viele Volkskreise, und der rege Besuch von Theater, Konzerten, Vorträgen, der in diese Woche fällt, lehrt es zur Genüge. Aus kultur-, sozialpolitischen und volksgesundheitlichen Gründen sowie vom rein ideellen Gesichtspunkt aus ist für eine neue Lebensform zu wünschen, daß in der Zeit vom 24. Dezember bis zum 3. Januar alle Arbeit bis auf das wirtschaftlich unbedingt erforderliche Maß eingeschränkt werde, damit jeder Volksgenosse diese Feierzeit „heiligen“ könne, — und was wir unter „Feierzeit“ und unter „heiligen“ im ideellen neben dem religiösen Sinne verstehen, ist ja schon gesagt worden.

Noch eines aber kommt hinzu, und zwar besonders wieder für den Großstädter: Weihnachtserholung bedeutet die Wiedervereinigung mit der Natur durch den Schneesport; den bisher nur für wenige, hochbemittelte Kreise erschwinglichen, dabei seelisch wie gesundheitlich so unübersehbar wichtigen Wintersport in jeder Gestalt zu einer wahren Volksache zu machen, durch verbilligte Züge, Schülerherbergen, Wandervogelheimstätten usw., ist wieder eine wichtige, wenn auch vielleicht — leider! — sehr zukünftige Aufgabe einer weitschauenden und nachhaltigen Kulturpolitik.

Die kleineren, kirchlich festgelegten Festzeiten des Jahres, Ostern und Pfingsten, sind im kleineren Maßstabe Wiederholungen jener beiden großen Festzeiten, — Ostern das Fest der Wiedererwachen, Pfingsten das Jubelfest der zur vollsten Blüte erschlossenen Natur. Gerade Pfingsten hat die Züge jenes alten Sonnenwendjubelfestes im Volksbewußtsein angenommen. Da wir eben die Bedeutung jener beiden großen Festzeiten des Jahres dargetan haben und aus ihr unsere Forderungen für die neue Lebensform abgeleitet, so brauchen wir uns bei den kleineren nicht aufzuhalten;

denn deren Forderungen ergeben sich durch Zusammenstellung des über Festzeit und Feiertag Gesagten von selber. Außerdem wird das religiöse Bedürfnis und das volkswirtschaftliche und sozialpolitische hier verschiedene Wege einschlagen.

Bei einem aber, einem wichtigen Punkte der „Erholung“, möchten wir noch kurz verweilen: bei Sport, Wanderung, Reise. Daß alle drei Mittel der Erholung sind, die sich, je nachdem, mit Geselligkeit (wie Tennis- oder Fußballspiel) oder mit der Erholung (wie Stitouren und Bootstreifen) und vor allem mit der Vergnügung verknüpfen, sahen wir schon. Dennoch sei es an dieser Stelle nicht unterlassen, nochmals auf die große Bedeutung von Sport, Wanderungen und Reisen hinzudeuten: als Mittel menschlicher Beglückung, geistiger Bildung, körperlicher und seelischer Gesundung sind sie von größter Bedeutung, und sie sind gleichzeitig das beste Kampfmittel gegen die rohe, entartende Vergnügungssucht, der Geist und Leib der jungen Generation immer mehr zum unheilbaren Opfer zu fallen drohen.

Die Förderung von Sport, Reisen und Wanderungen durch Schule, Gemeinden, private Vereinigungen (Wandervögel, Alpenvereine usw.) ist ja bereits seit langem in Angriff genommen, sodaß hier nur der Wunsch nach möglichster Unterstützung aller dieser Bestrebungen durch den Staat, vor allem auch die Eisenbahnverwaltung, zu äußern bleibt.

Es ist für unsere Zukunft, für eine neue Lebensform, wesentlich und wichtig, daß ein großes Glück, eins der wenigen Güter dieses Lebens, Tausenden geschenkt wird: Naturnähe, Naturgefühl, das Glück, diese Erde zu kennen und zu lieben! Daneben jenes andere Glück, jenes nachhaltigste, geistige, kulturelle Erlebnis: das Reisen! Andere Städte, mit ihrer ehrwürdigen Vergangenheit oder in ihrer neuen Bedeutung, andere Menschentypen und Lebensformen kennenzulernen: das schenkt eine Weite des geistigen Horizontes, ein kulturelles Verständnis, ein tiefes und starkes Weltgefühl, das zu den beglückendsten Dingen des menschlichen Lebens gehört. Hier schenkt eigene Erfahrung und Erkenntnis, was sonst nur die Werke der Dichter zu schenken vermögen:

heutiges Kulturbewußtsein, einstige Geschichte als lebendiges, anschauliches, tiefgefühltes Erlebnis.

In den nächsten Jahren werden Reisen und Wanderungen wohl nur selten über die Grenzen unseres eng gewordenen Vaterlandes hinausgehen können; aber sie werden, in aller Drangsal der Zeit, eine große Beglückung spenden: Naturgefühl, Heimatliebe und Heimatverständnis, und deutsche Menschen, die jetzt durch Parteien und Lokalpatriotismus himmelweit auseinandergerissen werden, können sich einmal in einem besseren Heimatgefühl wiederfinden.

Die neue Lebensform muß, auch durch die „Erholung“, zurück zur Natur und hin zum Geiste und damit zu einem glücklicheren, gesünderen, bedeutenderen Menschentume führen.

## 9. Arbeit.

Bene agere et laetari.  
„Freudig tun und sich des Getanen freuen.“

Es macht sehr nachdenklich, daß ein Religionsführer, ein Denker, ein Dichter als tiefste, letzte, melancholische Weltweisheit eines erkannten, das dem flüchtigen, fragwürdigen Menschenleben Sinn und Wert verleiht: sein Werk, seine Arbeit. Wenn Moses in dem großen, ewigen Psalm der Vergänglichkeit ruft: „Unser Leben währte siebenzig Jahre, und wenn es hochkommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“; wenn er als erste und einzige Bitte nicht um Glück für sich oder seine Kindeskinde fleht, sondern nur betet: „Ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern“; — und wenn Jahrtausende später der preußischste der Denker, Kant, in farger, einsamer Gedankenarbeit den Primat der praktischen über die reine Vernunft erkennt, wenn er das Handeln über das Erkennen stellt und den kategorischen Imperativ der Pflicht emporhebt; — wenn um die gleiche Zeit der tiefste und wärmste der Dichter, Goethe, nach allem Suchen und Ringen um letzte, endliche Daseins-erfüllung seinen Saust den höchsten Augenblick genießen läßt beim Anblick arbeitender, schaffender, erdebebauer Menschen: so beseelt sie alle die gleiche Erkenntnis: Des Menschenlebens letzter Sinn und Wert ist seine Arbeit, — jenes gleiche Gefühl, das Nießsche, verächtlich und stolz ausrufen ließ: „Ich trachte nicht nach Glücke, ich trachte nach meinem Werke.“

Arbeit, Wert — heiligste Menschenwerke und Menschenwerte, dem Religiösen verwandt: heute sind sie zum schönsten Marktgeschwäh, zur abgegriffenen Umgangsmünze des Materialismus geworden. Arbeit bedeutet in der heutigen Sprache, in den vielen

Reden von Recht auf Arbeit, von der Regelung der Arbeitszeit usw. nichts anderes als „Erwerbstätigkeit“, als „die Möglichkeit, Geld zu verdienen“. Ganz vergessen und verschollen ist jener Gedanke, jenes Grundgefühl: daß Arbeit etwas durchaus Individuelles, mit der Persönlichkeit eng Verbundenes, durch sie Bedingtes ist. Der innere ideelle Zusammenhang zwischen dem Menschen und dem Werk seiner Hände ist ausgelöscht, ist dem psychologischen wie dem volkswirtschaftlichen Denken des heutigen Menschen entschwunden, und an seine Stelle ein unpersönlicher, materieller Begriff „Arbeit“ getreten, nach dem eine „Arbeit“ jedem Volksgenossen so zukommt und zusteht, wie seine Fleischkarte oder seine Zahnbürste. Der Begriff „Arbeit“ gleicht dem der Münze, die kein Wert an sich ist, nur einen solchen vorstellt und, gleichgültig von Hand zu Hand laufend, unpersönlich und belanglos als Individuum, dem einzelnen angenehmere Lebensmöglichkeiten verschafft und den Gesamtbetrieb aufrechterhält. Wir können auch, dieselbe Sache von einer anderen Seite erblickend, sagen: Arbeit wird lediglich als Mittel zum Zweck empfunden, als Selbstzweck betrachtet sie keiner mehr. Beneidenswert ist allein der Reiche, der nicht mehr zu arbeiten braucht! — Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich uns auch die Gewissenlosigkeit gegenüber dem „Werk der Hände“, jene Streitsucht, in der Arbeiter Kohlengruben verkaufen, in der Angestellte eine Fabrik zugrunde gehen, in der Beamte eine Stadt darben lassen. Sobald die innere Beziehung, der Zusammenhang zwischen dem Menschen und seiner Arbeit aufgehoben ist, scheint jene Gewissenlosigkeit mit ihren Folgen, scheint das rein materielle Verhältnis zu dem „Beruf“ selbstverständlich. Ich höre den Einwurf: Man kann von einem Arbeiter, der tagaus, tagein nur einen Handgriff im lärmenden Fabriktaal auszuführen hat, um einen Handschuhdruckknopf zu stanzen, während er den fertigen Handschuh niemals zu sehen bekommt — man kann von ihm unmöglich jene „innere Beziehung“ zu seiner Arbeit verlangen, die wir sehr wohl dem gewatter Handschuhmacher des Mittelalters zugestehen können, der seine Handschuhe, jeden als Individuum, selber in fleißigen

und eifrigen Werkstattstunden wohlgefällig anfertigte und sich freute, seine Erzeugnisse in langem Gebrauche an den Kunden wieder zu erblicken, sich freute, wenn sie seinen Namen als den eines gediegenen und geschickten Meisters in die Welt trugen. Dieser Einwand hat unbedingt recht. Das Extrem dieser Verbundenheit zwischen Mensch und Arbeit, die in allem echten, guten Handwerk, im Kunsthandwerk liegt, und deren höchste Stufe das Verhältnis des Künstlers zu seinem Werk ist, das Extrem dieser Verbundenheit schildert E. T. A. Hoffmanns Novelle von dem Goldschmiede Cardillac, der so besessen war von den Geschmeiden, die er anfertigte, daß er nicht ruhen konnte, bis er den Käufer heimlich umgebracht und sich wieder in den Besitz seines geliebten Werkes gesetzt hatte.

Um indessen klar zu erkennen, wie sich die Gegenätze lösen, als deren Beispiel wir den modernen Handschuhfabrikarbeiter und den Handschuhmacher von einst anführten, ist es nötig, über die verschiedenen Formen und Arten der Arbeit kurz nachzudenken.

Die erste, größte und großartigste Form alles Wirkens ist das Schaffen, die erste und größte Form vollendeter Arbeit: die Schöpfung. Im eigentlichen, philosophischen Sinne des Wortes „Schaffen“ — das heißt, aus dem Nichts etwas hervorbringen — können wir diesen Begriff nur auf einen Schöpfer — Gott — und seine Schöpfung — die Welt — anwenden. Erst im übertragenen Sinne spricht man von „Schaffen“ und selten nur von den „Schöpfungen“ eines Künstlers. Der grundlegende und maßgebende Unterschied bleibt, daß alle Gebilde der Künstler, Dichtungen wie Gemälde oder Symphonien, niemals aus dem völligen Nichts erschaffen, sondern immer nur Kombinationen des schon Vorhandenen — der Vorstellungen, der Farben und Formen, der Töne usw. — darstellen. Sie sind nicht Schöpfungen, sondern „Gebilde“ im philosophischen Sinne, das heißt völlig neue, erstmalige Einheiten aus nicht neuen Einzelheiten. Auch der Kentaur und der verblüffendste, phantastischste, expressionistische Farben- und Formenrausch sind so nicht als Schöpfungen, sondern als Gebilde zu verstehen.

Nächst jener ersten einmaligen Form der Arbeit, dem Schaffen,

kennen wir jene andere, deren Vollendung „Werk“ heißt: das Wirken des Künstlers. Seine „Arbeit“ ist die persönlichste, individuellste und — zweckloseste. Die innere Verbundenheit von Mensch und Werk ist hier jedenfalls am deutlichsten: wie beim göttlichen Schaffen Gott mit seiner Schöpfung sogar identifiziert wird (im Pantheismus), so ist das Werk des Künstlers doch wenigstens Ausdruck seiner Persönlichkeit, es bedeutet seine Befreiung von einem inneren Erlebnis usw. — Von hier, vom künstlerischen Wirken abwärts führt dann, für die psychologische Betrachtung des Verhältnisses von Mensch und Arbeit, eine ganze Stufenleiter der Arbeitsarten abwärts, über das Kunstgewerbe und Kunsthandwerk bis zum einfachen, wirklichen Handwerk. Selbst der Schneiderin, die aus einem Stoffballen und einem „Spitzenbündel“ ein die Augen der anderen entzückendes Kleid hervorbringt, selbst dem Konditor, der aus einer Anzahl roher Zutaten eine Torte hervorzaubert, ja, selbst dem Schuster, der einen geschändeten Stiefel durch einen kunstgerechten Slicken wiederherstellt: selbst ihnen kann man eine Freude am Fertigmachen, eine persönliche Freude am „Werk ihrer Hände“, an ihrer „Arbeit“ nachfühlen. — In jene Klasse des „Werkes“, d. h. jener Arbeit, die ein äußerlich sichtbares Ergebnis hat, ein Ergebnis, das ein Konkretum, ein tatsächliches Gebilde ist — sei es nun ein Schuhlicker, eine Symphonie oder eine Torte — gehört in gewissem Sinne auch die Tätigkeit der Ärzte und der Erzieher: einen Kriegsverletzten durch einen künstlichen Arm wieder zum arbeitsfähigen Menschen, einen Lungenkranken wieder zum Gesunden zu machen, einer Frau zu einem Kinde zu verhelfen: das gehört ebenso zur befreienden, beglückenden Lebenserfüllung — durch Arbeit — wie jene andere „Arbeit“, jener andere „Beruf“: junge Menschenkinder mit dem Einsatz aller persönlichen Kräfte zu guten und klugen, tüchtigen und seelisch fein empfindenden Menschen, sie vollkommen an Leib und Seele zu machen. Das persönliche Verhältnis zwischen dem Menschen und seiner Wirksamkeit — wir wollen nicht sagen „Werk“ — ist hier selbstverständlich.

Eine dritte Art der Arbeit, die vom Schaffen und von dem Wert und der „Wirksamkeit“ grundsätzlich verschieden ist, heißt, vom Gesichtspunkte ihres Ergebnisses betrachtet: Tat. Wir reden von den „Taten“ der Helden, der Feldherren, der Staatsmänner. Wenn wir den Begriff der Tat genauer betrachten, so finden wir darin immer dreierlei: die Einmaligkeit, die bewußte, persönliche Kühnheit, die Bedeutsamkeit der Folgen. Daß Luther die Bannbulle verbrannte, war eine Tat; es war eine Tat, daß der Stallmeister Groben sich für den Großen Kurfürsten aufopferte. Es ist eine Tat, wenn, wie in Dahns „Wette von Marienburg“, der Ritter mit dem Pferd durch den Eisgang der Nogat schwimmt, um die Brüder zu retten — es wäre keine Tat, wenn zum Sport, um einer Wette willen ein junger Offizier das gleiche vollführte: hier fehlt die Bedeutsamkeit der Folgen. Wenn Judith den Holofernes ermordet, so ist das eine Tat, — aber nicht, wenn eine Bauersfrau versehentlich durch falsche Medizin ihren Mann vergiftet: denn hier fehlt die bewußte persönliche Kühnheit. Und endlich: die einzelne jedesmalige Arbeit des Lotsen, der in schwerem Seegange ein Schiff mit wichtiger Ladung glücklich in den Hafen bringt: auch sie würden wir nicht „Tat“ nennen, weil ihr die Einmaligkeit, die Einzigartigkeit fehlt. Die Tat ist eben — das steckt in ihrem Begriffe — das Ungewöhnliche; Tat und Gewohnheit sind Gegensätze; nur Gelegenheit vollbringt Taten, und es ergibt sich, daß man für Taten allein nicht leben kann, will man ein tätiger Mensch sein — und das ist die Tragik jenes Berufes, der auf Taten angewiesen ist: des Soldatenstandes. Manich ein Hindenburg ist ins Grab gesunken, ohne sein Tannenberg schlagen zu können. Diese letzte Erkenntnis des Begriffes „Tat“ aber sagt uns auch, daß „Tat“ eben als Sonderfall von „Arbeit“ in dieser Betrachtung über neue Lebensform keinen besonderen Raum, keine besondere Geltung und Darlegung ihrer Gesetze wird beanspruchen können. Es ist wieder eine Übertragung, und nicht einmal eine logische oder schmeichelhafte, wenn man die Werke eines Künstlers oder die Leistungen eines Beamten emporzuheben sucht, indem man sie „Taten“ nennt.

Was an die Stelle dieses Begriffes „Tat“ rückt und die vierte Form von „Arbeit“ ausmacht, ist die Leistung. Von Werk und Wertarbeit unterscheidet sich die Leistung dadurch, daß ihr Ergebnis nicht ein Konkretum, sondern ein Abstraktum ist. Diese Arbeit bringt nicht Dinge oder Veränderungen an Dingen, sondern „Beziehungen“ zuwege, unphilosophisch betrachtet: wir reden von den Leistungen der Diplomaten oder der Könige, der Beamten, von den Leistungen der Wissenschaft (niemals oder nur im übertragenen Sinne spräche man von deren „Taten“ oder „Werken“). Vor allem ist jede organisatorische Arbeit Leistung. In diesem Begriffe steckt auch wohl immer die Unsichtbarkeit des Weges (wie bei der diplomatischen Aufgabe, wie beim wissenschaftlichen „Erfinden“) oder die Unsichtbarkeit des Zieles (wie beim wissenschaftlichen „Sorschen“ und „Entdecken“, wie bei mancher Beamtenarbeit). Zur Leistung gehört vor allem auch der Begriff der „Pflicht“, — bei Werk und Tat würden wir immer nur von einer „Verpflichtung“ sprechen können. Die vorher schon berührte Arbeit der Erzieher und Lehrer ist teils Werk, teils Leistung. — Freilich: nicht jede Arbeit des niederen Beamten, am Postschalter, auf der Eisenbahnstrecke oder in der Behörde, werden wir als „Leistung vollbringen“ bezeichnen — sie gehört in ein anderes Gebiet der „Arbeit“.

Vorher sei noch ein anderes genannt: jenes, das man „Geschäft“ nennt. Der Kaufmann, der Unternehmer, der Makler, der Spekulant, der Schieber: sie bringen weder ein Werk hervor noch leisten sie Wertarbeit, noch tun sie Taten, noch vollbringen sie Leistungen, sondern sie „machen“ „ein Geschäft“. Geschäft — auch eines von den herabgekommenen Worten der deutschen Sprache — bedeutet heutzutage scheinbar mühelose Arbeit, mühelosen Gelderwerb. Weder die Kräfte der Seele noch die Mühsal der Hände noch Fleiß und Geduld der Gedanken bringen „Geschäfte“ zuwege, sondern allein die Intelligenz, die Umsicht und Kombinationskraft.

Daneben endlich gibt es jene Arbeit, die ewig sich wiederholende, der Briefträger oder der Laufjungen, der Kellner, der

hausmädchen oder Handlanger an Sabrikmaschinen, der Müllfutscher oder Sahrstuhlführer usw., die man gewöhnlich als „bloße Arbeit“ bezeichnet, die wir aber hier, da uns „Arbeit“ der allgemeine, höchststehende Begriff sein soll, einfach als „Tätigkeit“ bezeichnen wollen. — „Beschäftigung“ dagegen bedeutet ein Tätigsein, das zum Vergnügen, zur Unterhaltung betrieben wird — ob das nun Photographieren, Sport, eine Sammelleidenschaft oder sonst etwas ist. — Die erste und letzte Arbeit des Menschen: die Bebauung und Ausgestaltung seiner Erde, auf der er wohnt, vereinigt fast alle Arten der Arbeit in sich, vom Werthhaften (dem Bau von Häusern, Anlage von Wald und Teichen) — die schönste Darstellung und Beseelung dieser Werkarbeit geben die „Wahlverwandtschaften“ — bis zur reinen, mühevollen Tätigkeit (dem Pflügen und Dreschen usw.).

Diese kleine Betrachtung der verschiedenen Formen menschlicher Arbeit, die weder erschöpfend sein will noch kann, — denn es handelt sich hier nicht darum, die sämtlichen menschlichen Arbeitsarten zu rubrizieren, sondern es gilt, wie bei allen solchen Einteilungen, in verschiedene Richtungen zu weisen und nicht Gebiete haarscharf abzugrenzen und einzugrenzen —: diese kurze Betrachtung ist notwendig und maßgebend für die Erkenntnis der Idee der Arbeit, des ideellen Verhältnisses zwischen dem Menschen und seiner Arbeit innerhalb einer neuen Lebensform. — Der Idealismus sieht in der Arbeit nicht bloßes Erwerbsmittel, sondern eine innere Lebenserfüllung. Wir können diesen Gedanken und den anderen „Freie Bahn jedem Tüchtigen“ zusammenfassen in der Sorderung: „Wo das Verdienst ist, soll auch der Verdienst sein“ und umgekehrt.

Daß der Künstler, der Kunsthandwerker und begabte Handwerker ihre Arbeit lieben, um es ganz einfach zu sagen, daß sie ihnen, wie dem Arzte und dem Lehrer, ein Stück Lebensinhalt, Erfüllung ihrer Persönlichkeit und erst in zweiter Linie Erwerbsmittel bedeutet: das ist fast selbstverständlich. Auch dem hohen Beamten oder Parteiführer, die durch ihre mühsame Arbeit das Gedeihen ihrer Volksgenossen sichtbar gefördert sehen, ist, wie

dem Gelehrten, das ideale Verhältnis zu seiner Arbeit nachzufühlen. — Anders liegt es beim „Geschäft“. Von einem der früheren Direktoren des Norddeutschen Lloyd existiert das schöne Wort: „Der Lloyd ist nicht dazu da, Dividenden zu zahlen, sondern dazu, daß Schifffahrt getrieben wird!“ In diesem Wort steckt der ganze Idealismus von Handel, Industrie und allen sonstigen wirtschaftlichen Unternehmungen: der Menschheit das Leben erleichtern, verschönern helfen, ihr zu dienen, kurz das, was wir „die altruistische Idee“ nennen wollen. Freilich, an den meisten Stellen finden wir heute nur das egoistische Ziel: Dividenden zu zahlen, Geld zu machen, ganz gleich, ob das Mittel dazu der Menschheit förderlich ist oder nicht. In lederen Zeiten werden übertrieben hohe Damenstiefel „auf den Markt geworfen“, weil daran mehr zu verdienen als an wohlfeilen, gediegenen Kinderschuhen für den Mittelstand — um nur ein Beispiel zu nennen. Es ist noch ein idealer Beruf, Packträger in einem Hafen zu sein und Waren, nach denen andere Menschen verlangen, auf die Schiffe zu schleppen, und so der Menschheit zu dienen, — aber welchen inneren Sinn hat es, tagaus, tagein in einer Fabrik mit denselben Handbewegungen billige, unedle Broschen zu arbeiten, die bald verbogen und zerbrochen in der Gasse liegen? — Wieviel mühsame Menschenarbeit wird hier sinnlos vergeudet, nur damit der Unternehmer seine Taschen füllt, indem er die Bevölkerung zum lügnerischen Kauf verleitet. Über das Unmoralische dieser rein auf Gewinn eingestellten Massenarbeit, dieser „Luxusartikel“ gegenüber dem ethischen und ideellen Wert der Qualitätsarbeit sprachen wir schon in dem Kapitel von der Häuslichkeit. — Daß dieser Mißbrauch, diese Schändung von Menschenkraft um öden materiellen Gewinns willen, einen solchen Haß zwischen Arbeitern und Unternehmern stellenweise emportreiben konnte, ist uns psychologisch ganz verständlich. Ein Beispiel dafür, wie wenig innere Überzeugung, wie wenig ein — wenn auch nur subjektiv ideelles — Ziel heute die Arbeit großer Unternehmer lenkt, ist die Tatsache, daß derselbe Mann in demselben Hause mit seinem eigenen Kapital Zeitungen der verschiedensten Parteirichtungen



herausgibt, daß ein Zeitungshaus — die Stätte der Aufklärung und der Geistesfehde — zur bloßen, gewinnbringenden Meinungsfabrik wird.

Es wäre nun ebenso töricht wie unpsychologisch gedacht, wollte man von jedem Setzer an der Maschine oder jedem Knöpfe- stanzer in der Handschuhfabrik verlangen, daß er seine Arbeit für mehr als für bloßes Erwerbsmittel ansehe, sie zu seinem geistigen, ideellen Lebensinhalt mache durch jene beiden Mittel, die uns überhaupt nur dafür gegeben sind: das eine, das wir die Freude am Werk unserer Hände nennen möchten (wie beim Künstler, Handwerker, Landwirt, Gärtner usw.); das andere, das wir „die altruistische Idee“ nennen wollen. Wir meinen damit jenen beglückenden Gedanken: für andere sorgen zu können, für andere unentbehrlich zu sein, jenen Gedanken oder besser: jenes Gefühl, das die tägliche, scheinbar so danklose Tätigkeit der Hausfrauen und Mütter, Säuglingspflegerinnen oder Küchenmädchen und meinetwegen Briefträger und alter Beamtenhenschaft beseelt. Diese beiden Dinge, die Freude am Werk unserer Hände und der altruistische Gedanke, oder ihre zahllosen verschiedenartigen Zusammenwirkungen können allein der „Arbeit“ des Menschen Idealität geben, können die Arbeit vom bloßen Werkzeug des Materialismus zu einem Stück Lebensinhalt machen. Ein merkwürdiger Ausgleich, eine verborgene Gerechtigkeit ist da: je mehr eine Arbeit bloße Tätigkeit im Dienste und zum Nutzen anderer ist, desto mehr hat sie das Bewußtsein der Unentbehrlichkeit, der Notwendigkeit, des Zweck- und Sinnvollen in sich, während gerade die Arbeit, die allein „Werk“ ist, die des Künstlers, dem Arbeitenden selbst immer als unnötig und daher vielleicht unnütz, als zwecklos, ja überflüssig erscheint. Die Melancholie des sich überflüssig, nutzlos fühlenden Künstlers beim Kriegsbeginn, das Triumphgefühl der Unentbehrlichkeit für das Ganze, die der streikende Kohlenarbeiter oder Schneeschipper empfinden konnte, haben wir ja in den letzten Jahren deutlich erlebt.

Kommen wir nun auf das Problem der Arbeit zurück, das uns das Beispiel des Knöpfe- stanzers bedeutet, so ergibt sich: nicht dem

einzelnen Druckknopf, nicht der einzelnen Handschuhart kann er leben, nicht sie lieben, sondern nur das Ganze: die Fabrik, das Unternehmen. Daß er aber an deren Gedeihen und deren Leistung, Ruhm usw. Freude und Interesse hat, ist nur möglich, wenn er an dem Unternehmen, in dem seine Arbeitskraft doch auch als Kapitalanlage liegt, persönlich beteiligt wird, wenn seine Lebenshaltung sich mitverbessert, wenn das Ganze gewinnbringend arbeitet, wenn er ein Recht hat, mitzureden, ob von Überschüssen eine Weihnachtzulage bezahlt, eine neuere Maschine angeschafft, Arbeiterhäuser gebaut, ein neues Fabrikat eingeführt oder eine Filiale im Auslande begründet wird. Dann wird er „seine“ Fabrik lieben, an ihr hängen, so wie in guter alter Zeit das Gesinde an „seiner Familie“ hing oder heute noch der Landmann mit seiner Scholle oder der Beamte mit seiner Behörde innerlich verwachsen ist. Erst dieser psychologische Punkt ist das Wesentliche in den neuen Plänen von „Mitbestimmungsrecht“, von der „konstitutionellen Fabrik“, von „Betriebsrätegesetz“ usw. Die praktische Ausgestaltung und Bedeutung dieses Gedankens hat Waltherr Rathenau in einer seiner kleinen Schriften dargelegt. — Wir erkennen aber wiederum: erst von der seelischen, der ideellen Seite her ist in allen Wirrnissen und in allem Problemstreit des Tages der feste Boden einer neuen Lebensform zu gewinnen. Freilich: daß dieser Idealismus bei der heutigen Arbeiterschaft nicht vorausgesetzt werden darf, eher sein Gegenteil, macht ja die Lösung des Problems so schwierig.

Der Sozialismus scheint mir einen psychologischen Fehler zu begehen, indem er mit seinem Ideal der Verstaatlichung der Fabriken usw. den einen psychologischen Faktor der Arbeit, die altruistische Idee, allzusehr in den Vordergrund stellt und dadurch den anderen, die persönliche Freude und Beteiligtheit am „Werk unserer Hände“, bis zu ihrer Zerstörung zurücksetzt. Interesse- losigkeit am bloßen Staatsunternehmen, Gewissenlosigkeit und damit Gefährdung der gesamten Volkswohlfahrt, können, wie wir schon erlebten, immer mehr die Folgen sein. Dagegen liegt in der materiellen Beteiligung und der ideellen Interessiertheit

des Arbeiters an seinem Unternehmen, psychologisch wie wirtschaftlich gesehen, die Zukunftshoffnung gegenüber der gleichgültigen und lähmenden Bürokratisierung.

In jedem Falle aber ist das innere Verhältnis und die ideelle Bedeutung der Arbeit für einen jeden nur zu erwecken durch jene allein psychologisch ausschlaggebenden beiden Faktoren.

Erforderlich für jede neue Lebensform ist auch die dauernde bewußte Verbesserung der Arbeitsbedingungen durch die immer planmäßiger ausgebaute Technik, die die Nachfolgerin der Sklaven in früheren Jahrhunderten werden muß, — so wie, um nur ein Beispiel zu nennen, die Dampfmaschine die Galeerenklaven von einst ersetzt hat —: Rechenmaschine und Parlograph müssen die Leistungen der Beamten, gutes Handwerkszeug, Vakuumreiniger, Müllschacht, elektrische Abwaschapparate müssen die Tätigkeit der Hausfrauen und Hausangestellten erleichtern helfen usw. Die Dinge zur Arbeitserleichterung der Menschheit, den Sklavenersatz zu erfinden und herzustellen, ist die Hauptaufgabe der modernen technischen Wissenschaft und Weltindustrie. Aber noch hat nicht jeder begriffen, daß es moralischer und menschlicher ist, W.-C.s zu produzieren, oder neue Länder der Urbarmachung und Bebauung zu erschließen, als billige unechte Broschen oder Modeverrücktheiten mit mühevoller Menschenarbeit herzustellen. Schon in unserem zweiten Kapitel sahen wir, wie die äußere Erschließung des flachen Landes durch den Licht und Wärme spendenden Strom, wie die innerliche Erweckung der Provinz durch die vielfältigen Bildungsbestrebungen allein den glücklichen Ausgleich des heute so klaffenden Gegensatzes zwischen Stadt und Land schaffen kann. Endlich ist eine gerechte Regelung der Arbeitszeit — nicht nur für den einzelnen, nicht nur für Deutschland, sondern für die Welt überhaupt — erforderlich. Kein Mensch darf zur Maschine herabgewürdigt werden, und andererseits leuchtet es ein, daß die wechselvolle und belebende Tätigkeit der Hausangestellten länger währen kann und muß als etwa die Tätigkeit im Kohlenschacht und Maschinenaal. Der alte Kant, der eigentliche Entdecker des Achtsturentages, mit seiner goldenen, schon

erwähnten Lebensregel: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Erholung, hat wohl den für das Gedeihen des Menschengeschlechtes Maß und Harmonie gebenden Dreiklang herausgehört. Wie auch immer gegenwärtig in Deutschland die traurige und grausame Notwendigkeit der Arbeit betont werden mag: die neue Lebensform soll und muß, das ist unsere letzte Erkenntnis, in ihrer Arbeit freiwillig im Zeichen und im Geiste jenes Spinozawortes stehen, das einst den jungen Goethe entflammte: „Bene agere et laetari“ — „Freudig tun und sich des Getanen freuen“.

## 10. Menschen untereinander.

„Betrachten wir die Menschheit, wie wir sie kennen, nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres als Humanität im Menschen; denn selbst wenn wir uns Engel oder Götter denken, denken wir sie uns als idealische, höhere Menschen.“

Herder.

Die Wege von Mensch zu Mensch sind heute versperrt und geschändet. Vorteilsjägerei und Gewinnsucht, Berechnung knüpfen heute fast ausschließlich die Beziehungen der Menschen untereinander, und wo dennoch rasche Anteilnahme sie verbindet, da sind es die flüchtigen, trügerischen Regenbogenbrücken des Eros. Nur an sich selbst, im besseren Falle an seine Familie, seinen Beruf, im besten Falle an seine politische Partei denkt heute ein jeder, wenn es gilt, für oder gegen ein wirtschaftliches, ein kulturelles, ein Staatsproblem Stellung zu nehmen. Wenn wir heute, im Geiste der neuen Lebensform, fordern müssen, daß nicht allein die Ziele des menschlichen Handelns andere, wie wir im vorigen Kapitel sahen, — sondern daß auch die Beziehungen, das Verhältnis von Mensch zu Mensch anders werden, so fordern wir damit nichts Geringeres als eine neue Ethik. Jenes „Ach was, jeder ist sich selbst der Nächste“, das einem heute jede Gemüßfrau, jedes Dienstmädchen, jeder Vertreter einer Berufsorganisation höhnisch entgegenruft, jenes Stichwort der selbstischen, rationalistischen Weltbetrachtung muß wieder verstummen. In früherer Zeit bedeutete die Religion nicht allein, wie wir sahen, die geistige Weltanschauung, sondern auch die praktische Weltanschauung zugleich, das heißt: sie gab die Ethik. In Zeiten, wie der gegenwärtigen, wo die Religion, dank ihrer

Vertreter und der Organisation der Kirche einerseits, andererseits durch den emporbrandenden Materialismus des kapitalistischen Zeitalters, als geistige Macht über den Massen geschwunden ist, — in der Gegenwart, wo eine philosophische Weltweisheit an Stelle der Religion mit ihrer Ethik nicht treten konnte, da die moderne Philosophie unschöpferisch und unzulänglich, im Urwald der Naturwissenschaften oder des Historismus verstrickt war: in der heutigen Zeit sehen wir, wie der Mangel an ethischem Weltbewußtsein die Staaten erschütterte und wie, vom Krieg der Völker untereinander bis zum Diebstahl und Einbruch des einzelnen, materialistische Verblendung und Blindheit ihre Geißel schwang.

Eine neue Lebensform ist, wie wir erkannten, ein Urding ohne eine neue Weltanschauung des Idealismus — sei sie nun Religion oder Philosophie. Daß jene idealistische Gesinnung mit ihrer Abkehr vom goldenen Kalbe, wie wir sie im einzelnen in den vorhergehenden Kapiteln aufzuzeichnen suchten, — auch eine andere Ethik, eine andere, bessere, gütigere Gesinnung der Menschen gegeneinander mit sich bringt und mit sich bringen muß, das lehrt ein bedeutender, kleiner Gedankengang Immanuel Kants. Er erkennt: „Der Mensch nimmt nicht eher Anteil an anderer Glück oder Unglück, als bis er sich selbst zufrieden fühlt. Macht also, daß er mit wenigem zufrieden sei, so werdet ihr gütige Menschen machen; sonst ist es umsonst.“

Dieser innere Zusammenhang von Genügsamkeit und Güte — ein Beispiel dafür geben die Wohltätigkeitskollekten, in denen man gerade bei den genügsamen und idealistischen Berufen, den Pastoren, Lehrern, Beamten, die für ihre Verhältnisse weitaus größten Beiträge verzeichnet fand —, dieser innere Zusammenhang von idealistischer Genügsamkeit und Güte muß als praktische Erkenntnis fühlbar werden: nicht nur hier in unserer Aufzeigung der Gesetze einer neuen Lebensform, sondern auch in der wirtschaftlichen Neuregelung des Staatslebens und in dem künftigen Verkehr der Völker.

Die Erweckung von Güte und Verständnis der Menschen untereinander ist gewiß die erste und dringendste Aufgabe zur

geistigen — und damit auch praktischen — Neubelebung der Menschheit, ganz gleich, ob diese Aufgabe von den Ideen des Christentums, Tolstois oder, mehr literarisch gesehen, des „Aktivismus“ getragen wird. Wenn Kant als Voraussetzung dieser Güte fordert, „macht, daß die Menschen mit wenigem zufrieden sind“, so schließt das für uns einmal das wirtschaftspolitische, soziale Problem „zufrieden machen“ ein, zweitens das mehr kulturelle Problem „mit wenigem“. Wie dies „wenige“ aussehen muß, wie eine neue Lebensform sich praktisch gestalten muß — im Hinblick auf Heim und Häuslichkeit, auf Kleidung, Ernährung, Geselligkeit, Bildung — das suchten die vorigen Kapitel im Grundriß darzutun. Daß andererseits — und zwar nicht vorher, sondern gleichzeitig — jene wirtschaftspolitische Aufgabe, das „Zufriedenmachen“ erfüllt werden muß, indem für jeden arbeitsamen Staatsbürger die wirtschaftlichen Grundlagen und Lebensbedingungen geschaffen werden: das erkannten wir schon in unseren Anfangsgedankengängen als brennendste Aufgabe der heutigen Innenpolitik, für die jeder idealistisch Gesinnte und Gebildete sich erwärmen muß. Das theoretische und praktische „Wie“ dieser Aufgabe zu erkennen und zu verkünden, ist Sache der Volkswirtschaftler und Politiker und würde den Rahmen unseres rein kulturpolitischen Themas von der neuen Lebensform sprengen.

Wenn wir nun, von der wirtschaftlichen Sicherung und Grundlage sowie von der kulturellen Ausgestaltung der Existenz, der „Lebensform“, fort, den Blick auf die neue Ethik richten, die, nach Kants praktischer, psychologischer Erkenntnis und nach der ideellen Forderung, sich für unsere Zukunft aufbauen muß, so tritt zunächst die seltsame Beobachtung hervor, daß jene Brücke der Güte und des Verständnisses von Mensch zu Mensch sich zuerst über die weiteste Entfernung und größte Spannung geschlagen hat, nämlich über die Beziehung von Volk zu Volk, in der allenthalben, unter den geistigen und jungen Elementen der Nationen, stark einsetzenden pazifistischen Bewegung. Und da neuer Geist stets zuerst in der reinsten Geistesleistung eines Volkes, seiner Dichtkunst, sich auswirkt, so seien hier die Namen der Dichter

Andreas Lafko, Henri Barbusse, Leonhard Grant und Romain Rolland, der Dichterin Hans von Kahlenberg, als lebendiges Zeugnis dieser Bewegung genannt. Wenn aber von Volk zu Volk sich schon die geistigen Säden der Menschenliebe und des Verständnisses spannten — von den wirtschaftlichen Säden wollen wir hier, im Kapitel von der Ethik, nicht reden —, so tobt innerhalb der einzelnen Schichten eines Volkes noch wütender Klassenhaß und Parteikampf, und im Einzelleben sind die Wege von Mensch zu Mensch, wenn nicht geschändet durch Berechnung und Vorteilsucht, so versperrt durch Mangel an Zeit und geistige Überlastung. Sonderbar bleibt es jedenfalls, daß die neue Ethik nicht im eigenen Hause beginnt und, immer weitere Kreise ziehend, zuletzt die fernsten Völker in einer neuen Weltpolitik erfaßt, sondern gerade die umgekehrten Wege zu gehen scheint, — ganz so, wie der russische Bolschewismus für die Erlösung der amerikanischen, englischen, französischen Proletarier vom kapitalistischen Joche arbeiten will und dabei den im Elend verkommenen adeligen Volksgenossen im Nebenhause nicht sieht.

Das Wesen aller Ethik bleibt — wenn auch im Laufe der Jahrhunderte die Philosophen ganz andere, verschiedene Wege gingen — das innerliche Sich-gleich-Sehen, Sich-eins-Fühlen mit dem anderen, leidenden Geschöpfe. Diese Grunderkenntnis, die in dem „Tat twam asi“ („das bist du“) der indischen Weisheit, in den Geboten „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“ des Christentums, in der Schopenhauerschen Mitleidslehre steckt, ist oftmals scheinbar getrübt und erschüttert worden durch Betrachtung der Tatsache, daß der Mensch als Glied einer Gemeinschaft, wenn er so, nur „dem Herzen“ folgend, handelt, oft genug Schaden und Unheil für seine Gemeinschaft stiftet. Ein Beispiel möge das verdeutlichen: man denke sich, kurz vor der Schlacht bei Tannenberg steht Hindenburg an der Weichsel und sieht, wie ein Kind zu ertrinken droht. Nach jener Ethik des Mit-Leidens mit dem leidenden Geschöpfe müßte er unbedingt in den Strom springen, um unter Gefährdung des eigenen Lebens das fremde zu retten; eine Betrachtung aber, die, ebenso wie jene erste, sich

jedem Menschen sofort aufdrängt, lehnt sich auf gegen jene „falsche Sentimentalität“ und behauptet: „Da da Leben und Wohlergehen vieler Tausende von Männern, Frauen, Kindern vom Leben des Geldherrn abhängt, indem seine Leistung das Land vor dem Einbruch brandschatzender, mordender Horden bewahrt, so ist es ‚unmoralisch‘, daß er sein so wertvolles Leben für ein in keinem Falle uns ebenso wertvolles Leben aufs Spiel setzt.“ — Das Herz sagt, daß die eine, der Verstand, daß die andere Betrachtungsweise recht hat. Dieser Gegensatz, dieser Widerspruch, den zwar eine rein formalistische Ethik zu überwölben suchte, der aber sichtbar oder unsichtbar, bisher jede ethische Lehre brüchig und unhaltbar machte — denken wir z. B. nur an die widerstreitende Vereinigung von Kriegsbegeisterung und wahren Christentum — löst sich erst durch die Erkenntnis, daß der Mensch sowohl, immer Mitglied einer Gemeinschaft, ein soziales Wesen, wie auch, als fühlendes, handelndes Geschöpf, ein sittliches Wesen ist. Als soziales Wesen fühlt er sich eben als Mitglied einer Gemeinschaft (Familie, Staat, Organisation) und handelt somit im Sinne und zum Nutzen dieser Gemeinschaft. Diese Betrachtungsweise und die Aufgabe, die Gesetze dieses Verhaltens und Handelns zu erforschen und auszusprechen, ist Sache der Gesellschafts- und der Rechtslehre, — als sittliches (ethisches) Wesen dagegen setzt sich der Mensch gleich mit jedem anderen, leidenden Geschöpfe und handelt demgemäß — indem er das Leiden zu beseitigen trachtet. Allein als sittliches Wesen ist der Mensch Gegenstand der ethischen Betrachtung. Aus dieser Ethik des Mitleidens ergibt sich übrigens, daß, wo das Leiden aufhört, auch die Ethik aufhört, und daß die Insel der Glückseligkeit, Thule, das Schlaraffenland, wo es allen Geschöpfen gut geht, keine Ethik kennen, daß, wenn einmal für die Menschheit der utopische Zustand der völligen Leidlosigkeit erreicht wäre, es nur noch die Probleme der Gesellschaftslehre, der Gemeinschaftsordnung zu lösen gäbe.

Wenn wir in unserem Zeitalter der Schieber, Wucherer, Schleichhändler, Kriegsgewinnler und Revolutionsverdiener, des Klassenkampfes und des Parteihasse, die alle zusammen das

Antlitz des deutschen Menschen entstellen, nach einer Formel suchen für eine neue Ethik der Menschenliebe, Güte und Gerechtigkeit, so können wir keine festere und umfassendere Formulierung finden als die des größten deutschen Ethikers, Kant, der sagt: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Welche Verurteilung und Verdammung der heute üblichen egoistischen Gerissenheit auf Kosten des Gesamtwohles steckt hierin! — Kant sagt ferner: „Handle so, daß du die Würde der Menschheit sowohl in deiner Person, als auch in der Person jedes anderen jederzeit achtest und die Person immer zugleich als Zweck, nie bloß als Mittel gebrauchst.“ Dies Wort birgt in sich die ethische Verurteilung von Krieg und Militarismus, die den Menschen nur als „Material“, als Mittel zum Zweck betrachten und gebrauchen, schließt in sich die Verurteilung einer kapitalistischen Weltordnung, in der Menschen nur als Mittel zum Zweck, als lebendiges Werkzeug, als lebendiges Maschinenmaterial gebraucht werden, sodaß ihnen, den im schlimmsten Sinne des Wortes proletarisierten Arbeitern, nicht einmal jenes „Nur Zeit“ bleibt, von dem Richard Dehmels erschütterndes und rührendes Lied „Der Arbeitsmann“ singt.

Die Revolution ist aber nicht als Geist einer neuen Ethik, höchstens als Geist einer neuen Wirtschaftsordnung über uns gekommen: zwar hat sie uns von jener schlimmsten Form des zum bloßen Werkzeug herabgewürdigten Menschendaseins befreit oder will uns restlos davon befreien — und jeder gerecht und gütig Denkende kann ihr darin nur beistimmen —, aber sie hat gleichzeitig — ein Beweis, daß sie innerlich nicht ethisch gerichtet sein kann — mit ihrer Rede von der Gleichberechtigung eine solche Roheit, Dünkelhaftigkeit und Häßlichkeit des Verkehrs von Mensch zu Mensch mit sich gebracht, daß in jedem Kaufladen, in jeder Straßenbahn, in jedem Konzertsaal der gebildete und gütige Mensch sich seiner Mitbrüder schämen muß — und das ist vielleicht von allen die „schmerzlichste Scham“. Daß die Ziele des menschlichen Handelns gegenwärtig rein materiell und egoistisch sind,

erkannten wir; wir erkannten auch, daß nur mit einer neuen, idealistischen Weltanschauung, deren magnetische Pole in Religion, Philosophie, deren Ausschlag in Bildung, Kunststandacht, Naturfreude usw. wir aufzuzeichnen suchten, — eine bessere Welt, eine glücklichere Menschheit möglich ist. Nicht mit den Zielen des Handelns (wie im vorigen Kapitel), sondern mit seinen Formen, genauer mit den Formen des Verkehrs der Menschen untereinander, wollen wir uns hier abgeben.

Was jedem Ausländer, der nach Deutschland, was jedem Provinzbewohner, der in die Großstadt kommt, zunächst auffällt, ist die Schroffheit, Unfreundlichkeit und Unhöflichkeit der Beamten, Angestellten und der Menschen untereinander überhaupt. Eine gewisse Reizbarkeit, die durch die tausend Widrigkeiten des heutigen Alltags, durch unzureichende Ernährung, durch Arbeitsüberlastung und Wirtschaftsforgen hervorgerufen ist, muß man wohl jedem einzelnen zugute halten, obgleich man gerade, um zu den tausenderlei Widrigkeiten des Alltags nicht sich und anderen noch absichtlich neue hinzuzufügen, nach allen Kräften dagegen ankämpfen sollte. Für die allgemeine Plumpheit des Betragens gibt es aber zwei Gründe, eine praktische und eine theoretische Erwägung. Wenn das Dienstmädchen der Herrschaft pazige Antworten gibt, wenn der Kaufmann seine Kundschaft stehen läßt und grob abweist, wenn die Beamten das Publikum im Geldwebelton anfahren und schikanieren, wenn der Arbeiter alle Augenblicke grob wird und mäfelt, so geschieht das alles aus der Erwägung heraus: man braucht mich ja, ich bin unentbehrlich, ich kann mir die Unhöflichkeit und Grobheit schon leisten! Für diese Gesinnung hat der Berliner den schönen, höhnisch-selbstbewußten Ausdruck „Mir kann keener“. — Für den Psychologen ergibt sich aus dieser Beobachtung der traurige Schluß, daß Höflichkeit immer nur als Ausdruck eines Abhängigkeitsgefühles, einer Unterwürfigkeit, also als materielle Berechnung, nicht als Sache der Freiwilligkeit und des Herzens zu verstehen ist. Jener Subalternentypus, den das Volk „Radfahrer“ nennt, weil er nach oben einen „krummen Buckel“ macht und nach unten

„tritt,“ der den „Höheren“ gegenüber voll schmeichlerischer und geschmeidiger Unterwürfigkeit, gegen die Untergebenen voll barschen Herrentums ist: dieser Typ ist ja ein lebendiger Beweis für jene pessimistische Auffassung. Die theoretische Berechtigung der Unhöflichkeit steckt für die meisten in dem Gedanken: „Wir sind jetzt alle gleich und gleichberechtigt, da gibt es keinen Respekt, keine Ehrerbietung usw. mehr.“ So sieht man allenthalben, daß der Herr ruhig auf seinem Platze in der Straßenbahn sitzenbleibt, wenn eine Dame oder eine alte Frau stehen muß, daß der Herr ruhig die Dame sich nach dem Taschentuche bücken läßt, daß Männer Frauen mit brutaler Kraft beiseite stoßen beim Kampf um die Straßenbahn, daß kein Wort der Entschuldigung fällt, wenn Kinder einem im Spiel die Fenster Scheibe einschlagen, wenn ein Hund fremde Leute belästigt, wenn man durch falsche Telefonverbindung einen unbekanntem Menschen aus seiner Ruhe gestört hat. Tausend Beispiele vom kleinsten bis zum größten Vorgang bietet ja der Alltag in Fülle.

Sragen wir uns einmal als gebildete und gütige Menschen: Gibt es wirklich solche absolute Gleichheit? Und ist solche Unhöflichkeit berechtigt und modern, freisinnig? — Ich glaube, die Gleichheit und Gleichberechtigung der Menschen ihrer sozialen Stellung nach müssen wir anerkennen, das heißt: der Schuljunge muß Platz machen, ganz gleich, ob eine arme alte Frau aus dem Volke oder eine reiche alte Dame vor ihm steht; man muß sich entschuldigen, ganz gleich, ob man dem Schaffner oder dem Ministerialdirektor im Gedränge auf den Fuß getreten hat; man muß danken, ganz gleich, ob man den dazu angestellten Polizisten oder die Theaterprinzessin angesprochen und nach einem Straßennamen gefragt hat. — Trotz dieser Einsicht aber wehrt sich unser Gefühl, eine restlose Gleichberechtigung anzuerkennen. Es gibt nämlich, wenn man genau zusieht, dreierlei Fälle, wo, aller „Gleichberechtigung“ der Menschen zum Trotz, ein, wie man sagt, Respektsverhältnis vorhanden und ein sichtbarer Ausdruck der Ehrerbietung, Höflichkeit unbedingt geboten ist, ganz unabhängig von aller Berechnung, sondern einfach als eine Sache

des Herzens und des Tattes. Diese drei Arten sind die Achtung vor dem Alter, vor der Schwäche und vor dem Können. Zunächst das Alter. Es ist einfach ein Gesetz der menschlichen Natur, sich gegenüber dem älteren oder alten Menschen mit seiner größeren Erfahrung, Erkenntnis, Würde usw. in einer Art Ehrfurchts- oder Respektsverhältnis zu fühlen. Der junge, höhere Beamte z. B. muß den älteren, ihm unterstellten Mann anders, höflicher behandeln als den jungen Laufburschen. Eines der Gifte, daß im Laufe der Kriegsjahre an dem gesunden Volksempfinden nagte, war die Umkehrung dieses Verhältnisses, war die Tatsache, daß ältere, erfahrene Männer blutjunge, kleine Leutnants nicht nur dienstlich, sondern auch menschlich als „Respektspersonen“ ansehen, sie auf der Straße zuerst grüßen, von ihnen wegen geringfügiger Äußerlichkeiten sich anschreien lassen mußten. Wie sehr dies Vorgehen gegen ein Gesetz der menschlichen Natur, gegen die Ehrfurcht vor dem Alter sich gerächt hat, konnten wir in den ersten Revolutionstagen mit ihrem ausbrechenden Offiziershaß erkennen. Erinnern wir uns auch, daß in dem Staate des Altertums, der am nüchternsten, verstandesmäßigsten dachte, der sogar so weit ging, zu schwächliche Kinder im Gebirge aussetzen zu lassen, daß in dem kalten, berechnenden, demokratischen Sparta gerade die Greise so sehr geehrt wurden, wie nirgends anderswo in Griechenland. Auch die geistig so hochstehende, fein organisierte Kultur des Chinesentums mit ihrer ungewöhnlichen Verehrung und Würdigung des Alters sei erwähnt — von den zahllosen Volksprüchen aller Länder ganz zu schweigen. Unsere Zeit hat an Stelle der Ehrfurcht vor dem Alter die Verhimmelung der Jugend gesetzt, Jungsein bedeutet schon den Freibrief zur Genialität in der Tasche haben — man beobachte das einmal in der Literatur. Das Junge wird heute von vornherein gleichgesetzt mit dem Zukünftigen und das Zukünftige mit dem Erstrebenswerten und Wertvollen. Der Himmel zwar möge uns schützen vor Geheimrätschaft und der Hemmung der jungen Kräfte durch das festeingesessene knöcherne Alter — die staatliche Regelung dieses Problems geht indessen uns hier nichts an —, und wir

wollen allein die Ehrfurcht vor dem Alter als Herzenssache, als Höflichkeit in dem Umgang der Menschen untereinander, wiedereingeführt wissen. Für die idealistisch gerichteten, gütigen Menschen der neuen Lebensform wird sie eine Selbstverständlichkeit sein.

Die Ehrfurcht vor der Schwachheit ist heute überall nicht minder vergessen. Wie oft hört man z. B. bei dem Kampf um die Straßenbahn die häßliche Rede: „Warum soll ich laufen oder zu spät kommen — nur weil der andere keine Beine hat? Ich kann doch nichts dafür“ — und damit wird der Kriegskrüppel rücksichtslos beiseitegedrängt, läßt man den Blinden stehen usw. Die Rücksicht gegen die körperlich Schwächeren gehört zu den Anstandsregeln des menschlichen Herzens, und daß zu diesen körperlich Schwachen auch die Kinder gehören, die man nicht rücksichtslos beiseitedrängen darf, beim Eintausch, beim Anstehen am Schalter, muß — so bedauerlich es ist — wieder einmal gesagt werden. Endlich aber gehören auch die Frauen im allgemeinen zu den körperlich Schwächeren, und aus dieser tiefen Erkenntnis des Herzens erwächst jene Kulturerscheinung, die wir „Ritterlichkeit“ nennen. Freilich, für manch einen scheint das Zeitalter der Ritterlichkeit längst vorbei, da sich ja die Frauen „emanzipiert“, den Männern an Arbeitskraft, Lohnforderung gleichgestellt, sich in deren Berufstätigkeiten gedrängt haben. So scheint es vielen sonst gut erzogenen Leuten z. B. nicht mehr nötig, ehe sie eine Zigarre anstecken und die Mitmenschen zwingen, irgendeinen von ihnen produzierten, heizenden Qualm zu atmen, an die Damen ein Wort der Entschuldigung oder die Bitte um Erlaubnis zu richten — denn die Damen paffen ja selber Zigaretten wie die Schornsteine! — In den heutigen Zeiten des Berufskampfes scheint es gebildeten Männern wie den einfachen Handwerkerlehrlingen nicht mehr nötig, einer fremden Frau etwas aufzuheben, ihr den eigenen Sitzplatz anzubieten. Daß der abgespannte, müde Beamte und der erschöpfte Arbeiter nicht Lust haben, vor ein paar erfrischten, gut ausgeruhten, munter schwagenden Damen aufzustehen, kann man ihnen nicht verdenken, — hier ist das

Verhältnis der körperlichen Schwäche eben umgekehrt —, aber im Angesicht einer abgearbeiteten, überanstrengten Krankenschwester wäre es etwas anderes, und man würde hier doch die Ritterlichkeit als ideelle Sorderung aufstellen. — Die Frauen, die sich ewig mit ihrer den Männern ebenbürtigen Kraft und Arbeitsfähigkeit brüsten, graben natürlich der Ritterlichkeit ein Grab, aus dem sie nicht mehr aufstehen kann. Im übrigen hat die Behauptung mit der gleichen Arbeitskraft unrecht: wohl haben die Frauen die gleiche Intelligenz, die gleiche Gewissenhaftigkeit, das gleiche Verantwortungsgefühl — aber die Statistiken lehren einfach, daß die körperliche Leistungsfähigkeit geringer und nicht so ausdauernd ist. Krankheit, Invaldität usw. ist bei den weiblichen Beamten viel häufiger zu verzeichnen als bei ihren männlichen Kollegen, und wenn eine Frau dennoch täglich die gleiche Leistung bewältigt, so ist die Folge eine viel größere Erschöpfung und Abnutzung des Körpers, sodaß das Ganze schließlich auf Kosten der Dauer ihrer Leistung geht, und sie früher dienstunfähig wird als der Mann. Was im übrigen die Ausübung männlicher Berufsarbeit während des Krieges der Frau und damit unserer Volksgesundheit geschadet hat, wird nie eine Statistik offenbaren können. So sehr man im einzelnen die geistige Gleichartigkeit der Frau behaupten mag: die geringere Körperkraft, die von der Natur einmal bestimmt wurde, einzugestehen und anzuerkennen, ist keine Schwäche. Erst mit dem bewußten Eingeständnis dieser Unterlegenheit können wir Frauen die gesunkene Ritterlichkeit wiederbeleben; denn die Ritterlichkeit hat ihren tiefen Ursprung nicht in der betörenden Schönheit unseres Geschlechtes — sonst würde man sie doch nicht alten Damen z. B. erweisen —, sondern in der Würdigung und in der Würde seiner Schwäche!

Der dritte Punkt, wo, aller Gleichberechtigung zum Trotz, ein Ehrfurchtverhältnis von der Natur gegeben wurde, ist die Sachverständigkeit, das Können, die Leistung. Derjenige, der von einer Sache mehr versteht als ich, ist in dieser sachlichen Beziehung eben für mich Respektsperson, und ich kann ihm nicht,

als Gleichberechtigter, mit meiner Meinung über den Mund fahren. Diese Ehrfurcht vor dem Können ist der tiefere Grund für die Regelung eines Dienstverhältnisses, eines Vorgesetztenverhältnisses usw., und solange es sich eben um den Dienst, um die Sache handelt, muß diese Ehrfurcht, diese Rücksicht auch unbedingt gewahrt bleiben. Es geht daher nicht an, daß mit der Rede von der Gleichberechtigung die Hausfrau dem Mädchen in einer Sache, von der sie selbst nichts versteht, scheltend dazufährt, oder daß gar im umgekehrten Falle diese der Hausfrau eine grobe Antwort gibt. Die ältere Unterbeamtin hat z. B. in allen sachlichen Dingen die Autorität ihres vielleicht jüngeren Vorgesetzten in ihrem dienstlichen Verhalten zu berücksichtigen, obgleich vielleicht außerhalb des Dienstes sie, als Frau, als älterer Mensch, an die Bezeugung von Rücksicht und Ritterlichkeit von ihm gewöhnt ist.

Man könnte endlich im Zusammenhang hiermit, die Ehrfurcht vor dem Menschen als Träger eines Symbols noch anführen; z. B. die Ehrfurcht, die dem Geistlichen als Vertreter des göttlichen Glaubens, die dem Monarchen oder Präsidenten als lebendiges Symbol der Volksgemeinschaft während ihrer Amtshandlungen gezollt wird, gehört hierher. Die rein menschliche Rücksicht und Verehrung ist davon aber verschieden.

Diese drei Dinge: das Alter, die körperliche Schwachheit, das Können, verlangen, über alle Gleichberechtigung hinaus, Rücksicht und Ehrfurcht — alle anderen Beziehungen der Ehrfurcht sind nur Einzelformen oder Zusammenklänge dieser Grundverhältnisse.

Wir sprachen hier von Ehrfurcht und Rücksicht, nicht von Höflichkeit — denn die Höflichkeit ist etwas, das die Beziehungen aller Menschen untereinander regeln muß. Höflich zu heißen, ist ein Ehrentitel; denn er beweist allein wahre Bildung und menschliche Güte. Die kühle Verschlossenheit und verhaltene Ablehnung muß ebenso wie die berechnende, schmeichlerische Unterwürfigkeit sich in das Gewand der Höflichkeit kleiden. Wir wollen deshalb eine neue Lebensform: keinen steifen Hochmut, keine Schroffheit und Kälte im Verkehr der Menschen unterein-



ander; ebensowenig wie Grobheit und Ungezogenheit. Nicht minder häßlich ist Kriecherei, schmeichlerische Unterwürfigkeit und Aufdringlichkeit. Aber Höflichkeit wollen wir, als den Ausdruck von Würde und Güte zugleich.

Das Wort „Zurückhaltung“ bezeichnet die höfliche Form der Ablehnung, das Wort „Liebenswürdigkeit“ das freiwillige Entgegenkommen, die Gefälligkeit aus Neigung. Höflichkeit kann und muß jedem Menschen anerzogen werden — ob er mehr ein zurückhaltender als entgegenkommender Mensch im Verkehr mit anderen ist, bleibt Sache seiner Naturanlage. Die erstarrten Formeln der Höflichkeit, die oftmals umgeschmolzen werden müssen, bezeichnet der Volksmund als „guten Ton“. Was man aber nicht anerziehen kann, ist der „Takt“, das heißt, die Feinfühligkeit des Herzens, die genau spürt, was man in jedem Falle äußern, was man nicht äußern darf. Die nicht mit dem Herzensgeschenk des Tactes begabten Menschen müssen eben, dank ihrer Bildung und der Höflichkeit, sich vor groben Taktlosigkeiten zu hüten wissen. Denn das ist das Wesen der Taktlosigkeit: sie macht den Betroffenen wehrlos, während man gegen Unhöflichkeit oder Grobheit allezeit seine Waffen — die eine oder die andere — besitzt.

Diese selbstverständliche Einstellung auf Gleichberechtigung und Gerechtigkeit, auf Güte und Duldung, diese innere Anerkennung der „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlig trägt“, muß, über den Kreis der Familie, der Freunde, der eigenen Volksgenossen hinaus, auch die fremden Rassen und die anderen Nationen umfassen. Gerade in den kommenden Zeiten, in denen die Judenfrage, die Negerfrage, ja, auch die Frage der „gelben Gefahr“ immer brennender zu werden scheinen, muß das echte und große Humanitätsideal auch den Rassen gegenüber uns doppelt wert und maßgebend bleiben. Freilich: wieweit eine Blutsvermischung und damit eine Kulturvermischung der einzelnen Rassen gut ist — und „gut“ heißt hier: den Naturgesetzen (oder den Gesetzen der Individualität des Geistes) gemäß; „schlecht“: den Naturgesetzen zuwider — darüber wird die Wissenschaft der Rassenbiologie, die ja noch nicht ihr letztes und erst vor kurzen Jahren ihr erstes Wort gesprochen hat,

Urteil und Entscheidung zu fällen haben. Es sei erinnert an ein nachdenkliches Wort von Kant: „So viel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urteilen: daß die Vermischung der Stämme (bei großen Eroberungen), welche nach und nach die Charaktere auslöscht, dem Menschengeschlecht alles vorgebildeten Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sei.“

Dem Ideal verwirklichter Humanität in allem Verkehr der Nationen untereinander, dem Pazifismus, wird vorgeworfen, daß er, wenn nicht eine Utopie, so einen internationalen, sentimentalischen Weltmischmasch an Menschentypen und Zivilisation fördere, ein Esperanto von Fleisch und Blut sozusagen, und alle kulturelle Individualität und alle individuelle Kultur der Völker ertöte. Demgegenüber ist zu sagen: die Zivilisation — Verkehrswesen, Mode, Gewichtssysteme, Telegraphie, Industrieverfahren usw. — der Völker wird immer mehr international werden, und diesen Weg zu erleichtern im Interesse der allgemeinen Bequemlichkeit und Förderung der Menschheit, ist Aufgabe jedes Volkes; — die Kultur dagegen, d. h. das sichtbar gewordene Innenleben der Nationen: ihre Kunst, ihre Literatur, ihre Philosophie und Geisteshaltung, ihre gesamte „Lebensform“ — wird immer individuell bleiben und soll es immer mehr werden. Erst von diesem Gesichtspunkt aus löst sich der Widerstreit zwischen dem nationalen und dem internationalen Prinzip. — Schweden, das Land mit der starken zivilisatorischen Internationalität und der starken kulturellen Individualität, ist recht ein Beispiel dafür, — ein Beispiel übrigens, das, tröstend und befeuernd zugleich, vor dem geschlagenen, verarmten, gedemütigten Deutschland der Zukunft stehen sollte.

Wer indessen den Pazifismus für eine Utopie hält, weil die Menschheit sonst an Übervölkerung zugrunde gehen müßte, der wäre an die selbsterhaltenden regulierenden Kräfte der Natur (etwa an Frankreichs zurückgehende Bevölkerung), an die unerschlossenen Länderstreden der Erde zu erinnern, und ihm wäre zu erwidern, daß das Zweifindersystem immer noch ein moralischerer und menschlicherer Schutz gegen die Übervölkerung der

Erde ist als der Krieg. Immer und überall muß die „Sittlichkeit“, die Vernunft, den Naturtrieb, die rohe Naturkraft eindämmen und lenken, so wie man dem reißenden Strome ein nutzbringendes Bett gräbt: kann nicht vielleicht, in fernsten Erdzeiten, hier die große, sittliche Menschheitsaufgabe liegen, wenn man nicht an die Weisheit der Naturgesetze vom Werden, Blühen und Verwelken der Völker und Kulturen wie der Pflanzen zu glauben vermag?

Die Menschlichkeit, das heißt: das Bewußtsein edelster Zugehörigkeit zur Menschheit, zu entfalten und entfalten zu helfen, ist für die neue Lebensform, die wir uns suchen müssen, eine letzte Aufgabe. Und wenn dem Antigoneworte „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“ der harthörige Materialismus der uns feindlichen, noch so verblendeten Welt entgegen schlägt, so seien wir des Iphigenienwortes eingedenk, das über unserer Zukunft stehen soll:

„Alle menschlichen Gebrechen heilet reine Menschlichkeit.“

Verlag von Karl Siegismund, Berlin SW II

In meinem Verlag erschienen:

## Geßmanns okkultistische Handbücher

### Handschriftendeutung.

Nach dem neuesten Stande der Forschung und nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Mit 200 Handschriften-Faksimiles. Preis M. 5.—, geb. M. 7.—.

### Handlesekunst,

das ist eine kurze, übersichtliche Zusammenstellung der von den Chiromanten für die Deutung der Handformen sowie der auf der Handfläche befindlichen Zeichen aufgestellten Lehren. 6. Auflage. Mit 52 Abbildungen. Preis M. 6.—, geb. M. 8.—.

### Handflächenkunde.

Nach den besten alten Quellen zusammengestellt und bearbeitet. 3. Auflage. Mit 74 Handbildern. (Ergänzung zum vorhergehenden Werk.) Preis geb. M. 7,50.

### Die Frauenhand

und ihre Bedeutung für die Erforschung des weiblichen Charakters. 2. Auflage. Mit 21 Abbildungen. Preis M. 3.—.

### Die Männerhand

und ihre Bedeutung für die Erforschung des männlichen Charakters. Mit 28 Abbildungen. Preis M. 3.—.

### Die Kinderhand

und deren Bedeutung für die Erziehung und Berufswahl. Mit 31 Abbildungen. Preis M. 3.—.

### Kopfformenkunde (Phrenologie),

das ist die Lehre von der Lokalisation der geistigen Fähigkeiten des Menschen im Gehirn. Mit 43 Abbildungen. Preis M. 6.—, geb. M. 8.—.

### Gesichtseleskunst,

das ist die Lehre, aus den Gesichtszügen und Stirnlinien den Charakter des Menschen zu erkennen. Nach alten Quellen zusammengestellt. 3. Auflage. Mit 18 Abbildungen. Preis M. 4.—, geb. M. 6.—.

### Die Körperformen

und deren Bedeutung für Erziehung und Berufswahl des Menschen. Mit 115 Abbildungen. Preis M. 4.—, kart. M. 6.—.

### Die Psychographie,

das ist die Gabe des mediumistischen Schreibens und Zeichnens, nach eigenen Erfahrungen beschrieben. Mit einer Psychographenplatte und 19 Abbildungen. Preis M. 3.—, kart. M. 5.—.

### Sterndeutekunst,

das ist die Lehre, aus den Gestirnskonstellationen Schlüsse auf irdische Vorgänge zu ziehen. Eine nach alten und neuen Quellen gemeinverständlich bearbeitete kulturgeschichtliche Studie 5. Auflage. Mit 3 Abbildungen und 4 schematischen Tabellen Preis M. 6.—, geb. M. 8.—.

### Sympathielehre.

Nach den besten Quellen bearbeitet. 2. durchgesehene und ergänzte Auflage. 1919. Preis M. 5.—, geb. M. 7.—.

### Wahrsagekünste

mit besonderer Berücksichtigung der Sterndeutekunst, Handlesekunst und Punktkunst. Dritte, durchgesehene und wesentlich erweiterte Auflage. Mit 36 Abbildungen. Preis M. 7.—, geb. M. 9.—.

Verlag von Karl Siegismund, Berlin SW 11

## Die geographischen Ursachen des Weltkrieges

Ein Beitrag zur Schuldfrage von

**Georg Wegener**

Dr. phil., Professor der Geographie an der Handelshochschule Berlin

Geheftet M. 5,40. — 144 Seiten in Gr. 8° — Gebunden M. 7.

Die Weser Zeitung schreibt: „Einen neuen und außerordentlich wertvollen Beitrag zur Schuldfrage gibt Georg Wegener. Schmerz, Zorn und Leidenschaften finden in den Ausführungen Wegeners keinen Platz. Es dürfte bis jetzt schwerlich so rein wissenschaftlich und damit objektiv über die große Kriegsschuld-Frage gesprochen oder geschrieben sein wie hier.“

In klarer, verständnisvoller Darstellung geht der Verfasser die geographische Basis des Lebens und Handelns der einzelnen Mächte durch und zeigt, aus welchen Beweggründen der Weltkrieg für Deutschland als ein unausbleibliches Schicksal heraufkommen mußte.

In 2. veränderter Auflage erschien:

## Staatsbankrotte

Wirtschaftliche und rechtliche Betrachtungen von

**Alfred Manes**

Professor, Dr. phil. und jur.

Geheftet M. 12. — 280 Seiten Gr. 8° — Gebunden M. 15.

Zur rechten Zeit tritt Prof. Dr. Manes mit einer zweiten Auflage einer Arbeit an die Öffentlichkeit, indem er darin mit großem Fleiß und umfassender Umsicht ein wertvolles, geschichtliches, wissenschaftliches und politisches Material über die Frage der Staatsbankrotte zusammenstellt. Auf das Werk, in dem die Folgen staatlicher Bankrotte ausführlich dargelegt werden, kann gerade jetzt nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Kölnische Zeitung.

Verlag von Karl Siegismund, Berlin SW 11

In meinem Verlag erschienen ferner:

## An drei Gesandtschaften

Erinnerungen einer Diplomatenfrau von **Frau Carl von Bunsen**. 359 Seiten, Gr. 8°, mit 8 Illustrationen. Preis M. 9,-, gebunden M. 12,50.

Auszüge aus der Presse:

Berliner Lokal-Anzeiger: . . . Es sind gesammelte Briefe, die Frau von Bunsen, die mit ihrem Gatten, dem Legationsrat Carl von Bunsen, an den preussischen Gesandtschaften in Turin, Florenz und im Haag lebte, stets unter dem frischen Eindruck des Erlebten schrieb. Die Dienstzeit umfaßt die Jahre 1859 bis 1871, also eine der interessantesten Epochen der preussisch-deutschen Geschichte.

Frau von Bunsen ist eine scharfsichtige Beobachterin, die mit hellem Verstande Menschen und Dinge beurteilt. . . . Das Buch enthält eine Fülle interessanter Einzelheiten, die einen Einblick in das Leben an Fürstenhöfen gestatten.

Bosliche Zeitung: . . . Die Aufzeichnungen und Briefe der Verfasserin sind durch die Anschaulichkeit, mit der sie das Hofleben und die diplomatische Gesellschaft an den Höfen, bei denen ihr Gatte akkreditiert war, schildert, nicht ohne allgemeineres Interesse, und auf viele hervorragende Persönlichkeiten, die damals mit am Webstuhl der Zeit saßen und ihre Namen zum Teil mit unvergänglichen Lettern in die ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben haben, fällt oft genug ein interessantes Streiflicht. . . .

## Aus dem Tagebuche meines Bruders

Nach Familienpapieren herausgegeben von **Catharina von Pommer-Eiche**. 255 Seiten, 8°, mit 7 Porträts und sakfamilierten Briefen. Preis M. 4,50, gebunden M. 7,50.

In diesem Tagebuche begegnen uns die bedeutendsten Persönlichkeiten aus der Gründung des Reiches bis Ende des vorigen Jahrhunderts. Es ist reizend geschrieben und als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des hohen Beamtentums zu begrüßen.

Berliner Börsen-Zeitung: . . . Eine geistreiche Frau plaudern zu hören, ist immer ein Genuß. Und dieses Buch liest sich so, als plauderte die nach ihrem Bilde von 1910 im Buche sehr anmutige Dame mit uns von halbvergangenen Zeiten und von Menschen, die alle Älteren unter uns noch sehr genau kannten. . . . (folgen einige Auszüge aus dem Buche über Bismarck, Frh von Holstein, Richard Wagner usw.).

Der Reichsbote: . . . Das Tagebuch ist sehr fesselnd geschrieben. Daß an einigen Stellen pikante und wohl auch meditative Geschichten aus dem Leben der Berliner „Gesellschaft“ mitgeteilt werden, wird die Lektüre für viele noch schmackhafter machen.

## China unter der Kaiserin Witwe

Die Lebens- und Zeitgeschichte der Kaiserin Tzu Hsi. Zusammenge stellt aus Staatsdokumenten und dem persönlichen Tagebuch ihres Oberhofmarschalls von **J. O. P. Bland** und **E. Badhouse**. Ins Deutsche übertragen von **S. v. Rauch**. 504 Seiten, Gr. 8°, mit 28 Illustrationen. Preis M. 13,50, gebunden M. 18,—.

Deutsche Kolonialzeitung: Das Buch enthält so ungeheuer viel Gutes, das unbedingt richtig ist, und räumt in so vielen Punkten mit langüberlieferten Vorurteilen und Mißverständnissen auf, daß wir seine Lektüre jedem, der sich für China interessiert, nicht warm genug empfehlen können. Er wird dauernden Gewinn daraus schöpfen.

Verlag von Karl Siegismund, Berlin SW 11

Von der Sammlung „Die neue Welt“ sind bereits erschienen:

## Die neue Demokratie

Herausgegeben von

Dr. Theodor Seuß

Der Verfasser vorstehend genannten Werkes ist der bekannte süddeutsche Demokrat. In bewegter und lebendiger Sprache gibt uns die fesselnde Arbeit einen Überblick über die Geschichte der Demokratie, wie sie sich nach Luther und Rousseau entwickelt hat. Über Begriff und Wesen der Demokratie in bezug auf Nation, Staat, Wirtschaft, Verwaltung und Geistesleben hören wir von einem erfahrenen Politiker in ganz objektiver und sachlicher Weise sprechen. Da das Buch nicht als Streitschrift gedacht ist, so wird es Freunde in allen politischen Parteien finden und von jedem, auch dem der Politik Fernstehenden, als geschichtliches Werk gern gelesen werden.

## Die neue Kunst

Herausgegeben von

Dr. Otto Grautoff

Dieses soeben erschienene Buch bildet einen Band des von Professor Dr. Alfred Manes herausgegebenen Sammelwerkes „Die neue Welt“, an dessen Herausgabe namhafte Wissenschaftler und Sachkundige beteiligt sind. — Der Verfasser dieser Schrift hat bekanntlich zehn Jahre in Paris gelebt und wirkt seit 1915 in Berlin als Dozent an der Handelshochschule. Diese neueste Arbeit des erfolgreichen Kunsthistorikers versucht die bildende Kraft in das Gesamtbild der Zeit einzugliedern. Weder eine Künstlergeschichte noch eine Herausgestaltung deutlich abgegrenzter Entwicklungsstufen ist beabsichtigt worden, sondern es ist unternommen, den Ideengehalt, der unsere Zeit erfüllt, ihr ihren Charakter gibt, zu erfassen und darzustellen. Da Grautoff sich keiner Richtung verschrieben hat, sondern über den Parteien steht, aber allen Versuchen und Ansätzen gerecht zu werden versucht, so stellt dieses Buch im besten Sinne des Wortes einen Führer zum Verständnis der zeitgenössischen Kunst dar. Kein anderer Kunsthistoriker Deutschlands hat Gelegenheit gehabt, das Werden der neuen Kunst mitzerleben, wie Otto Grautoff, der bis 1914 die Umformung der künstlerischen Ideale in Paris miterlebte und im Kriege in Berlin an dem Werden der neuen deutschen Kunst teilnahm.

**Die neue Welt** Sammlung gemeinverständlicher Schriften  
Herausgegeben von **Alfred Manes**

Folgende Bände sind in Aussicht genommen

- Die neue Hochschule. Von Staatssekretär Prof. Dr. Becker.  
Der neue Kommunismus. Von Prof. Dr. Bergsträsser.  
Die neue Diplomatie. Von Botschafter Graf Dr. von Fernstorff.  
Die neue Gemeindepolitik. Von Stadtrat Prof. Dr. Meißner.  
Die neue Chirurgie. Von Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. Rodenbriemer.  
Das neue Strafrecht. Von Prof. Dr. von Gaster.  
Das neue Vollen. Von Unterstaatssekretär von Gerlach.  
Die neue Gesundheitspflege. Von Ministerialdirektor Prof. Dr. Weltzien.  
Die neuen Parteien. Von Dr. Grabowsky.  
Die neue Kunst. Von Dr. Otto Grautoff.  
Die neue Chemie. Von Prof. Dr. Grefmann.  
Das neue Frankreich. Von Prof. Dr. Günther.  
Die neue Presse. Von Chefredakteur Dr. Haack.  
Die neue Weltwirtschaft. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Harms.  
Die neue Volkserziehung. Von Prof. Dr. Heilwich.  
Der neue Weltverkehr. Von Dr. Richard Hennig.  
Die neue Demokratie. Von Dr. Theodor Heuß.  
Die neue Außenpolitik. Von Prof. Dr. Hoegsch.  
Der neue Orient. Von Prof. Dr. Jäsch.  
Die neue Ernährung. Von Prof. Dr. Kraft.  
Der neue Frieden. Von Professor Dr. F. Kraus.  
Die neue Wohnung. Von Dipl.-Ing. Kessler.  
Der neue Staat. Von Ministerialdirektor, Wirkl. Geh. Rat Eusefsky.  
Das neue England. Von Prof. Dr. Manes.  
Die neue Volksvertretung. Von Prof. Dr. Wendelssohn-Fartbeitz.  
Die neue Wirtschaft. Von Staatssekretär Dr. August Müller.  
Der neue Kaufmann. Von Chefredakteur Münch.  
Die neue Architektur. Von Geh. Regierungsrat Dr. Rintfleisch.  
Der neue Arbeiter. Von Dr. Pottboft.  
Die neue Sozialdemokratie. Von Dr. Max Quard.  
Die neue Kirche. Von Prof. Dr. Rade.  
Die neue Lebensform. Von Dr. Ilse Reide.  
Die neue Technik. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Redler.  
Der neue Auslandsdeutsche. Von Prof. Dr. Rübmann.  
Das neue Ausland. Von Redakteur Axel Schmidt.  
Das neue Ostasien. Von Geh. Ministerialdirektor Dr. Schrameter.  
Die neue Frau. Von Frau Adele Schreiber-Krieger.  
Die neue Finanzpolitik. Von Landesfinanzpräsident Dr. Schwarz.  
Die neue Gesellschaft. Von Prof. Dr. Sterbinger.  
Das neue Völkerrecht. Von Prof. Dr. Stier-Somlo.  
Die neuen Auslandsstaaten. Von Dr. Strupp.  
Die neue Geschichtsauffassung. Von Prof. Dr. Valentini.  
Der neue Globus. Von Prof. Dr. Wegener.  
Die neue Sozialpolitik. Von Reichswirtschaftsminister a. D. Wisell.  
Die neue Landwirtschaft. Von Prof. Dr. Wpachowsky.

Preis des Bandes broschiert 8 M., in geschmackvollem Einband 10 M.

Verlag **Karl Siegismund** :: Berlin SW II